

## Rezensionen

Vogel, Friedemann (2012). Linguistik rechtlicher Normgenese. Theorie der Rechtsnormdiskursivität am Beispiel der Online-Durchsuchung. Berlin u. a.: De Gruyter. (= Sprache und Wissen 9) 467 S. 119,95 €. ISBN 978-3-11-027839-2.

Diese zweiteilige rechtslinguistische Studie setzt sich die Analyse und Modellierung der „sprachlichen Konstitutionsbedingungen im gesetzgebenden Diskurs“ (5) zum Ziel. Sie untersucht zunächst empirisch am Beispiel der *Online-Durchsuchung* den komplexen, einzelne Kommunikationskontexte übergreifenden Konstitutionsvorgang dieser kontrovers geprägten rechtlichen Norm im Gesetzgebungsverfahren (Teil I) und bringt im Anschluss an die empirisch gewonnenen Einsichten neue theoretische Überlegungen/Modellierungen zum Gegenstand „rechtliche Norm in der Genese“ (Teil II).

Für die empirische Untersuchung werden größere Textkorpora (1003 Texte) zusammengestellt, in denen Akteure aus verschiedenen für die Gesetzgebung relevanten Kommunikationsbereichen (Exekutive, Legislative, Judikative, Rechtswissenschaft, Medien) ihre divergenten Konzeptkonfigurationen dessen, was die rechtliche Norm der *Online-Durchsuchung* sein soll, durchzusetzen versuchen. Sehr beeindruckend ist dabei erstens die Mühe des Verfassers, in das weite Spektrum an authentischen Textmaterialien verschiedenster Quellen, die für die Gesetzgebung eine Rolle spielen mögen, überhaupt einzuarbeiten, und zweitens die vielfältige – zum Teil sehr aufwendige – methodische bzw. technische Bereitstellung dieser großen Menge von Textkorpora. Besonders erwähnenswert ist hierbei die an wichtigen juristischen/politischen Diskursereignissen (BGH-Beschluss, Verhandlung und Entscheidung des BVerfG, Kabinettsbeschluss zum Normtextentwurf des BKAG usw.) orientierte Recherche von Medientexten (54 ff.).

Um diesen von Meinungsheterogenität durchzogenen Diskurs zu beleuchten, steht im Mittelpunkt der empirischen Analyse die synchrone und diachrone Beschreibung der semantischen Kämpfe verschiedener Diskursakteure bzw. -fronten mittels „agonaler Zentren“ (Felder 2012). Zur Ermittlung und Veranschaulichung dieser diskursbasierten Agonalität greift der Verfasser auf ein Raster abstrakter Oberkategorien wie ER-EIGNIS, HANDLUNG, AKTANT, GEGENSTAND (Konerding 1993)

zurück und eruiert seine diskurspezifischen „agonalen Zentren“ mittlerer Abstraktion mit Fokus auf die umstrittenen Sachverhalte bzw. Referenzobjekte während der Debatte zur Konstitution der entsprechenden rechtlichen Norm (84 ff.). Hierfür werden die divergierenden sprachlichen Attributionen und Prädikationen, die den untersuchten Diskursbeiträgen zu entnehmen sind, kontrastiv erarbeitet und daraufhin „die miteinander konkurrierenden handlungsleitenden Konzepte“ (88) unterschiedlicher Akteure herausgearbeitet. Sehr aufschlussreich ist dabei die gewissenhafte Differenzierung zwischen „Referenzobjekt bzw. Sachverhalt“, „handlungsleitende[m] Konzept“ sowie als „Konzeptnuancen“ geltenden „Attributen“ und sprachlichen Belegen auf der Ausdrucksebene, die der Verfasser auf der Grundidee des semiotischen Dreiecks bewusst vorgenommen und auch bei der Notation (7) konsequent berücksichtigt hat.

Der Verfasser orientiert sich bei seiner Beschreibung der semantischen Kämpfe an verschiedenen Kommunikationsbereichen (Exekutive, Legislative und Judikative vs. Rechtswissenschaft vs. Medien), und zwar unter Berücksichtigung des kontextuellen Zusammenhangs einzelner Kommunikationsräume. Nach den ausführlichen Einzeldarstellungen werden die wichtigsten Faktoren, auf die es bei der Debatte am meisten ankommt, in Form von Interrogativsätzen zusammengefasst und auf deren Basis ein überschaubares und überzeugendes Bild über die unterschiedlichen Konstitutionsversuche der jeweiligen Akteure prägnant vermittelt (319 ff.). Der Verfasser kommt zu dem Schluss: „Die Normgenese der ONLINE-DURCHSUCHUNG zeigt sich als kaum überschaubares, (noch immer) progressiv wachsendes und rekursiv transkribierendes Textgeflecht, in dem unterschiedliche Akteure und Kontexte um die Durchsetzung eines Normkonzeptes und damit um sprachlich vermittelte Hegemonie konkurrieren“ (431). Damit werden die Diskursivität und die Transkriptivität des in sprachlichen Akten realisierten Konstitutionsvorgangs in den Vordergrund gestellt.

Besonders eindrucksvoll ist, dass der Verfasser bei seiner empirischen Untersuchung neben der schwerpunktmäßig vorgenommenen qualitativen Auswertung der Korpora punktuell auch eine quantitative Analyse mit Hilfe korpuslinguistischer Verfahren (Keyword-, Kookkurenz-, N-Gram-Analysen usw.) durchgeführt hat und damit einerseits die Plausibilität qualitativ erworbener Einsichten bestärken und andererseits auch neue aufschlussreiche Ergebnisse ins Feld bringen kann, die durch reine qualitative Lektüre schwer aufgefunden werden können (256 ff., 422 ff.).

Was diese rechtslinguistische Studie vor allem auszeichnet, ist, dass sich der Verfasser nicht nur mit einer empirischen Untersuchung des eigentlich kaum erforschten Gesetzgebungsverfahrens allein zufrieden gibt, sondern dass er auf empirischer Basis und in Korrespondenz mit

vorhandenen Ansätzen neue theoretische Orientierungen und Vorsortierungen für die rechtliche Normgenese während der Gesetzgebung versucht. Zu denen zählen besonders die folgenden drei Items:

- Zunächst gilt das Modell der „Rechtsnormdiskursivität“. Dabei werden rechtliche Normen „als versprachlichte, diskursive Ereignisse“ (7) beschrieben, „deren Konzeptkonfigurationen punktuell in verschiedenen, diskursiv miteinander gekoppelten, kommunikativen Handlungsräumen sprachlich ausgehandelt werden müssen“ (431), „als Teil kognitiver (Mikroebene), sozialer (Mesoebene) und gesellschaftlich-diskursiver (Makroebene) Prozesse“ (7). Besonders aufschlussreich differenziert der Verfasser hiermit einerseits aus dem holistischen Gesetzgebungsverfahren einzelne auf unterschiedlichen Ebenen hierarchisch anzusiedelnde Teilprozesse und führt diese andererseits doch unter dem theoretischen Dach der Diskursivität zusammen, so dass die diskursbasierte dynamische Entwicklung und die strukturelle kontextuelle Komplexität des Konstitutionsvorgangs bei der Gesetzgebung tiefgründig und adäquat erhellt werden können.
- Darüber hinaus entwickelt der Verfasser in Anlehnung an die Strukturierende Rechtslehre, in deren Rahmen die Konstitution rechtlicher Norm im judikativen Prozess in Form von „Textstufen“ skizziert wird (Müller/Christensen 2008), und aufgrund kontrastiv ermittelter Unterschiede zwischen der Normkonkretisierungsarbeit bei der Gesetzgebung und der vor Gericht ein rechtslinguistisches Textstufenmodell für die Rechtsarbeit im Gesetzgebungsverfahren, zu denen vor allem „eine **problematisierte Lebenswelt**“ als Vororientierung, „eine erste **Normtextprognose**“ zur Überprüfung der Existenz entsprechender Normtextgrundlage und schließlich „ein **Normtext**“ zählen (401 ff.).
- Nicht zuletzt ist noch die vom Verfasser vorgenommene Vorsortierung sprachlicher Mittel zur Konstitution von Geltungsanspruch in juristischen Fachtexten sehr bemerkenswert. Als erster Versuch wird exemplarisch gezeigt, wie juristische Akteure – und zwar durch „Ausdruck“, durch „Anthropomorphisierung von Ausdrücken und Texten“, durch „Texte“ (Textsorte und -aufbau), durch „implizite und explizite Verweisungen“ und schließlich durch bestimmte „grammatische Geltungskonstituenten“ (Verbmodus, Modalverben, Modalpartikel usw.) – Geltungsschatten für ihre Sachverhaltsprädikationen suchen (404 ff.). Von den angenommenen Kategorien lassen sich manche allerdings nicht scharf voneinander trennen und es bedarf insofern einer weiterführenden Homogenisierung der Klassifizierungskriterien.

Die Arbeit bewährt sich in Empirie und Theorie als eine überzeugende und bahnbrechende Studie, die an dem rechtslinguistischen Forschungs-

desiderat der Normgenese im Gesetzgebungsverfahren ansetzt. Der Verfasser hat nicht nur durch solide empirische Analysen und kreative theoretische Modellierungen die ineinander gewachsenen Diskursaktivitäten unterschiedlicher Akteure aus verschiedenen Kommunikationskontexten in gesteigertem Maße ans Licht gebracht, was dem Transparenzbedarf eines demokratischen Rechtsstaates zugute kommt, sondern auch meta-kommunikative Überlegungen – in Form von konkreten Vorschlägen – zu einer reflektierten Strukturierung des Gesetzgebungsverfahrens geleistet.

### **Literatur**

- Felder, Ekkehard. 2012. Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse. In: Ekkehard Felder, Marcus Müller und Friedemann Vogel (Hrsg.). *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 111–170.
- Konerding, Klaus-Peter. 1993. *Frames und lexikalisches Bedeutungswissen: Untersuchungen zur linguistischen Grundlegung einer Frametheorie und zu ihrer Anwendung in der Lexikographie*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Müller, Friedrich & Ralph Christensen. 2008. *Juristische Methodik. Band I. Grundlagen Öffentliches Recht*. Berlin: Duncker & Humblot.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Jing Li  
Beijing Foreign Studies University  
German Department  
Xisanhuan Beilu Nr. 2  
100089 Beijing  
P.R. China  
E-Mail: lijing0719@gmail.com

Heller, Vivien. 2012. *Kommunikative Erfahrungen von Kindern in Familie und Unterricht. Passungen und Divergenzen.* (= *Stauffenburg Linguistik*, 67) Tübingen: Stauffenburg. 307 S. 44,00 €. ISBN 978-3-86057-112-5.

Dass Kinder aus bildungsfernen Familien und Familien mit Migrationsgeschichte im deutschen Schulsystem benachteiligt sind, ist eines der zentralen Ergebnisse der PISA- und IGLU-Studien (vgl. etwa Pfeifer 2011). Eine unterschiedliche habituelle Prägung durch das familiäre Umfeld, v. a. in Bezug auf die Verwendung verschiedener Sprachregister, die quer steht zu den schulischen Anforderungen an Sprachkompetenz und

Sprachverwendung, wird oft als Erklärung für diesen Befund herangezogen. Wie sich solche unterschiedlichen habituellen Sprachmuster in der Familie und in Unterrichtsinteraktionen beschreiben lassen, war bislang kaum Gegenstand von Studien zum Spracherwerb und zur Sprachnutzung von Kindern im Grundschulalter (siehe aber Morek 2012 zum „Erklären“ in Familie und Unterricht). Welche (unterschiedlichen) Diskurspraktiken Kinder mit und ohne Migrationshintergrund vor der Einschulung in der Familie erlernen und inwiefern diese sich als förderlich („Passung“) oder hinderlich („Divergenz“) für die kommunikativen Anforderungen des Schulunterrichts erweisen, sind bis dato unbeantwortete Fragen, denen sich Vivien Heller in ihrer gesprächsanalytischen Arbeit „Kommunikative Erfahrungen von Kindern in Familie und Unterricht“ (zugleich Dissertation an der Fakultät für Kulturwissenschaften der TU Dortmund) zuwendet. Mit dem Fokus auf Kinder mit türkischer und Kinder mit vietnamesischer Erstsprache (in Abgleich zu Kindern mit Deutsch als Erstsprache) befasst sich die Studie mit zwei Migrantengruppen, denen in Bezug auf Bildungsbeteiligung und Schulerfolg häufig große Unterschiede attestiert werden (vgl. auch Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung 2009).

Nach einer einleitenden Einführung in den Problemkontext von sprachlicher Passung und Divergenz im Hinblick auf Schulerfolg reflektiert die Autorin in Kapitel 1 konzise Bourdieus soziologische Konzeption von „Habitus“ sowie Bernsteins Konzept des „Codes“ und kritisiert diese prominenten Ansätze dahingehend, dass der genaue sozialisatorische und interaktive Prozess der Habitualisierung von kultureller Passung bislang wenig Beachtung gefunden hat. Anhand eines fokussierten Forschungsüberblicks zu Familien- (spezifisch Eltern-Kind-Kommunikation) und Unterrichtskommunikation stellt Heller in Kapitel 2 zudem als Desiderate heraus, dass ein umfassendes Themen- und Gattungsrepertoire für beide Interaktionskontexte i. d. R. nicht rekonstruiert wird und dass zudem Unterschiede bei der Realisierung einzelner Gattungen bislang nicht auf ihre Bedeutung für die schulische Diskuspartizipation des Kindes beleuchtet wurden. Zu untersuchen sei außerdem, inwieweit sich mögliche Divergenzen in der speziellen Situation der migrationsbedingten Mehrsprachigkeit auf einen nicht in vollem Ausmaß vorhandenen „shared language space“ (de Houwer 1998: 77) zwischen Eltern und Kindern zurückführen lassen. Argumentieren, so Heller, eignet sich im Besonderen für einen Vergleich, da sich diese Aktivität sowohl im familialen als auch im schulischen Kontext auffinden lässt. Die Entwicklung der Forschungsfragen nach der Rekonstruktion von Gattungsrepertoires in Familien- und Unterrichtsinteraktion und nach der interaktiven Herstellung von Passung und Divergenz in der Unterrichtskommunikation ist somit klar begründet und nachvollziehbar.

Kapitel 3 reflektiert nicht nur den methodischen Ansatz der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, sondern skizziert zudem, wie der angestrebte Vergleich argumentativer Praktiken realisiert werden kann. In Kapitel 4 begründet Heller die Auswahl der ProbandInnen (s. o.); das Kapitel beinhaltet außerdem eine Beschreibung des Datenkorpus (Tischgespräche, Unterrichtsgespräche, ethnographische Interviews mit Eltern und Lehrerinnen). Die kommunikativen bzw. gesprächsstrukturellen Aufgaben des Argumentierens (Dissens herstellen, Begründungspflicht etablieren, Begründen, Abschließen, Überleiten) sowie die in den untersuchten Daten vorkommenden sprachlichen Mittel zu ihrer Bearbeitung werden in Kapitel 5 gesondert herausgearbeitet, um in den folgenden Kapiteln als Vergleichsfolie herangezogen werden zu können. Als wichtige Beschreibungsebenen für den Grad an Argumentationspartizipation der Kinder unterscheidet Heller hier zwischen selbst- und fremdinitiiert sowie ein- und wechselseitiger Begründungspflicht. In analogem Aufbau beschreiben die folgenden Kapitel die kommunikativen Erfahrungen der Kinder (Themen- und Gattungsrepertoires, Partizipationsmöglichkeiten, Umgang mit Mehrsprachigkeit) in der Familieninteraktion (Kapitel 6) und in Unterrichtsgesprächen (Kapitel 7); fokussiert wird hierbei jeweils, welche Interaktionsmuster spezifisch beim Argumentieren vorkommen. Um den Status der Befunde besser einordnen zu können, wäre an dieser Stelle eine explizite Reflexion der Beziehung der verwendeten Konzepte „kommunikative Gattung“, „Diskurspraktik“ und „Interaktionsmuster“ denkbar gewesen.

Wurden in Kapiteln 6 und 7 bereits mögliche Quellen für Passung und Divergenz der Diskurspraktiken identifiziert, so befasst sich Kapitel 8 in einem breiten Ansatz, der sowohl die Praktiken des Argumentierens als auch des Erzählens umfasst, mit der Frage, mit welchen Interaktionsmustern Passung bzw. Divergenz in Unterrichtsgesprächen hergestellt, bearbeitet oder sogar stabilisiert werden können. Hier werden vor allem Verfahren der Reparatur als Orte der Verhandlung von Passung und Divergenz in den Blick genommen. Der Fokus auf das Argumentieren wird also an dieser Stelle der Arbeit gelockert; die zuvor etablierten Analysekategorien bleiben aber dennoch als konzeptioneller Hintergrund aktiv. Kapitel 9 trägt die wichtigsten Ergebnisse zusammen; Kapitel 10 reflektiert abschließend die Notwendigkeit einer interaktionalen bzw. dynamischen Konzeptionalisierung der habituellen Verfestigung von Passung und Divergenz.

Zu dem genaueren Vorgehen und den Ergebnissen der Arbeit: Auf Basis eines Korpus von Familientischgesprächen (vgl. auch Heller 2011) mit 11 sechsjährigen Kindern mit deutscher, türkischer und vietnamesischer Erstsprache kurz vor deren Einschulung sowie von Unterrichtsgesprächen mit den gleichen Kindern in einem zweimonatigen Erhebungs-

zeitraum kurz *nach* ihrer Einschulung rekonstruiert Heller das jeweilige Themen- und Gattungsrepertoire, das die Kinder in den Familien und im Unterricht erwerben und nutzen. Hier zeigt sich, dass die von den Kindern in den Familien gemachten kommunikativen Erfahrungen unterschiedlich breit sind: Während in manchen Familien vornehmlich lokale Themen des Hier und Jetzt bearbeitet werden, realisieren andere Familien zudem auch situationstranszendierende Gattungen. Spezifisch für Familien mit vietnamesischer Herkunftssprache analysiert Heller zahlreiche zu Lehr-Lern-Interaktionen analoge Gesprächskontexte (z. B. Begriffsklärungen oder das explizite Abfragen von Sprachwissen). Auch die kommunikativen Erfahrungen, die die zweisprachig aufwachsenden Kinder mit der familialen Mehrsprachigkeit machen, erweisen sich insofern als heterogen, als nicht alle Eltern und Kinder über einen „shared language space“ verfügen und sich die familialen Diskursaktivitäten entsprechend eher situationsgebunden, also lokal ausgestalten (vgl. Quasthoff 2012).

Diese Befunde allein, so argumentiert Heller, reichen jedoch noch nicht aus, um die Herstellung von Passung und Divergenz in Bezug auf die kommunikativen Anforderungen von Unterrichtsgesprächen untersuchen zu können. Am Beispiel der Diskurspraxis des „Argumentierens“ zeigt die Autorin auf, dass den Kindern in der Familieninteraktion unterschiedliche Räume zur Beteiligung an Argumentationen eingeräumt werden: In den meisten Familien wird keine wechselseitige Begründungspflicht etabliert; meist zeigt sich in den Daten eine ausschließlich von den Eltern gegenüber den Kindern etablierte Pflicht zur Begründung (eine einseitige Begründungspflicht, bei der nur die Eltern gegenüber den Kindern argumentieren müssen, wird elternseitig i. d. R. unterbunden). Mit Ermahnungen findet sich zudem ein Muster, das im Besonderen bei Familien mit vietnamesischer Erstsprache relevant ist. Während solche Disziplinierungen in Familien mit deutscher Erstsprache größtenteils Kontexte für Argumentationen ermöglichen, werden diese in den Familien mit vietnamesischer Erstsprache systematisch unterbunden. Die Kinder erwerben in den Familieninteraktionen also nicht nur unterschiedliche Gattungsrepertoires, sondern sie machen auch unterschiedliche Erfahrungen mit Realisierungsformen einzelner Gattungen (hier: des Argumentierens).

Auch im Kontext von Unterrichtsgesprächen, so arbeitet Heller heraus, gestaltet sich die Beteiligung der Kinder am Argumentieren unterschiedlich – je nachdem, ob Argumentationen von der Lehrperson als Mittel der Wissensüberprüfung oder als Mittel der Wissenskonstruktion kontextualisiert werden. Bei Argumentationen, die als Wissensüberprüfung gerahmt sind, wird die Begründungsrelevanz von den Lehrpersonen oktroyiert; den SchülerInnen wird keine Rolle als vollwertige Argumen-

tationspartnerInnen, sondern vielmehr eine Rolle als Prüflinge zugeschrieben. Anders bei Argumentationen, die zur Wissenskonstruktion genutzt werden: Hier wird der Argumentationsgegenstand ergebnisoffen beleuchtet, die Kinder werden als epistemisch gleichberechtigte ProblemlöserInnen positioniert. Unter Bezugnahme auf diese unterschiedlichen Argumentationsrahmungen, die verschiedene Partizipationsmöglichkeiten für die SchülerInnen eröffnen, problematisiert Heller zudem das bislang vorherrschende Konzept einer „Bildungssprache“ als zu homogen (siehe auch Morek/Heller 2012).

Im Anschluss an diese kontrastive Gegenüberstellung von Diskursanforderungen betrachtet Heller zudem, wie Passung bzw. Divergenz in der konkreten Unterrichtsinteraktion zwischen Lehrerinnen und SchülerInnen hergestellt und bearbeitet werden. Wie gehen die Lehrerinnen also mit den unterschiedlichen kommunikativen Erfahrungen und den sich daraus ergebenden unterschiedlichen kommunikativen Anschlussmöglichkeiten der Kinder um? Hier setzt Heller einen Schwerpunkt auf Reparaturen, die verstanden werden als „kommunikative Investitionen von Lehrpersonen“ (S. 214). Das kindseitige Bedienen von durch die Lehrperson gesetzten (globalen) Zugzwängen kann erwartungskonform oder erwartungsnonkonform erfolgen bzw. den gesetzten Zugzwang suspendieren. Durch das Unterlassen einer Reparatur in den beiden letztgenannten Kontexten, durch eine Rückstufung der Relevanz der Schülerbeiträge oder durch eine Verringerung der Anforderungen etabliert und verfestigt die Lehrperson die Divergenzerfahrungen der Kinder. Aber auch das Gegenteil wird von Heller beschrieben: Durch hohen kommunikativen Aufwand der Lehrperson mit anschließender Anhebung der Anforderungen kann Passung auch bei zunächst nicht erwartungskonformen Beiträgen der Kinder hergestellt werden; ein Verhalten, das tendenziell jedoch nur in Bezug auf bestimmte SchülerInnen beobachtet werden kann (s. u.). An diesen Analysen wird somit deutlich, dass Passung und Divergenz keine gegebenen Korrelationen zwischen familialen Diskurserfahrungen und schulischen Diskursanforderungen darstellen, sondern auf spezifische Weise in der Interaktion hervorgebracht werden.

In Einzelfallanalysen zeigt Heller, dass eine monokausale Erklärung von Passung und Divergenz nicht möglich ist: Auch wenn die Beiträge eines Kindes mit türkischer Herkunftssprache auf durch die Lehrerin gesetzte Zugzwänge reagieren, werden sie von seiner Lehrerin jedoch häufig als divergent behandelt. Entgegengesetzt zeigt die Autorin aber auch, wie die Beiträge eines Kindes mit vietnamesischer Erstsprache, das in der Familieninteraktion nur wenig passungsförderliche Interaktionsmuster erfahren hat, sukzessive „passend gemacht“ werden. Für die Erklärung dieser Unterschiede zieht die Autorin ethnographische Interviews mit den Lehrerinnen der Kinder heran. Hier identifiziert Heller

herkunftsbezogene Attributionen als mögliche Einflussfaktoren: Eltern und Kindern mit vietnamesischer Herkunftssprache sprechen die Lehrerinnen eine umfassende Orientierung auf schulische Leistungen zu, während sie Eltern und Kindern mit türkischer Herkunftssprache eher schulisches Desinteresse zuordnen. Einer *self fulfilling prophecy* gleich behandeln sie die Unterrichtsbeiträge der SchülerInnen entsprechend dieser Kategorien und bringen somit die von ihnen angenommene Passung oder Divergenz gerade erst hervor. Zwar wirkt sich dies bei manchen Kindern mit vietnamesischer Erstsprache kompensatorisch aus, jedoch werden die Partizipations- und damit auch Lernmöglichkeiten von Kindern mit türkischer Erstsprache mitunter eingeschränkt.

Die Arbeit zeigt also insgesamt eindrucklich und minutiös auf, wie Passung und Divergenz in der Interaktion hergestellt und mikroanalytisch fassbar gemacht werden können. Heller zeichnet schlüssig nach, welche interaktionsbedingten Muster, aber auch welche lehrerseitigen Attributionen zu Divergenzerfahrungen in Bezug auf verschiedene Diskurspraktiken beitragen. Die Arbeit liefert damit einen wichtigen Beitrag der angewandten Linguistik zur Diskussion von Bildungsbe(nach)teilung – auch wenn Heller im Ausblick der Arbeit kritisch anmerkt, dass sich die beschriebenen Strukturen wohl nur bedingt durch eine gesprächsdiaktische Aufarbeitung der Ergebnisse werden auflösen lassen.

## Literatur

- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (Hrsg.). 2009. Ungenutzte Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland. Köln, Berlin: Gebrüder Kopp.
- de Houwer, Annick. 1998. „Environmental factors in early bilingual development: the role of parental beliefs and attitudes.“ In: Guss Extra und Ludo Verhoeven (Hgg.). *Bilingualism and Migration*. Berlin: de Gruyter, 75–95.
- Heller, Vivien. 2011. „Die Herstellung kommunikativer Kontexte in familialen Tischgesprächen.“ In: Karin Birkner und Dorothee Meer (Hrsg.). *Mannheim: Verlag für Gesprächsforschung*, 92–116.
- Morek, Miriam. 2012. *Kinder erklären. Interaktionen in Familie und Unterricht im Vergleich*. Tübingen: Stauffenburg.
- Morek, Miriam & Vivien Heller. 2012. „Bildungssprache – Kommunikative, epistemische, soziale und interaktive Aspekte ihres Gebrauchs.“ *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 57, 67–101.
- Pfeifer, Michael. 2011. *Bildungsbenachteiligung und das Potenzial von Schule und Unterricht. Lesekompetenz bei sozioökonomisch benachteiligten Schülern*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Quasthoff, Uta. 2012. „Globale und lokale Praktiken in unterschiedlichen diskursiven Genres: Wie lösen L2-Sprecher globale Anforderungen bei eingeschränkter sprachstruktureller Kompetenz im Deutschen?“ In: Heike Roll und Andrea Schilling (Hrsg.). *Mehrsprachiges Handeln im Fokus von Linguistik und Didaktik*. Duisburg: UVR, 47–65.

Anschrift der Verfasserin:

Katharina König  
WWU Münster – Germanistisches Institut  
Abteilung Sprachwissenschaft  
Schlossplatz 34  
48143 Münster  
E-Mail: [katharina.koenig@uni-muenster.de](mailto:katharina.koenig@uni-muenster.de)

Brünner, Gisela. 2011. *Gesundheit durchs Fernsehen. Linguistische Untersuchungen zur Vermittlung medizinischen Wissens und Aufklärung in Gesundheitssendungen*. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr. 528 S. 53,00 €. ISBN 978-3-940251-97-8.

Gesundheit ist eine zentrale Voraussetzung für das Lebensglück der meisten Menschen<sup>1</sup>. Entsprechend groß ist das mediale Interesse an diesem Themenkreis, das sich auch in der Vielzahl von Gesundheitssendungen zeigt, die öffentliche und private Sender im deutschen Fernsehen ausstrahlen. Diese Sendungen sind Gegenstand der umfangreichen, mehr als 500 Seiten umfassenden Monographie von Gisela Brünner, die in mancher Hinsicht komplementär zu der 2005 erschienenen und im zu rezensierenden Band viel zitierten Studie von Johanna Lalouschek über inszenierte Medizin in Medizinsendungen und Talkshows ist. Während Lalouscheks im Paradigma der Kritischen Diskursanalyse verankerte Untersuchung den Fokus auf die sozial regulative Kraft der Gesundheitssendungen sowie allgemein auf die mediale Inszenierung von Medizin legt und dabei Fragen der „Verständlichkeit und Motivationskraft von Experten-Aussagen“ (Lalouschek 2005: 10) explizit ausklammert, sind dies genau die Themen, die im Mittelpunkt des Buches von Brünner stehen.

Gesundheitssendungen verfolgen primär das Ziel der Aufklärung und der Information ihrer Zuschauer. Dies erfolgt vor dem Hintergrund der so genannten ‚Wissenslucht-Hypothese‘, also der Annahme, dass das Wissen um bestimmte Krankheitsbilder bzw. gesundheitsgefährdendes Verhalten zu einer Veränderung des Lebensstils führe und dass gut informierte Menschen letztlich gesundheitsbewusster leben<sup>2</sup>. Zwar spielt auch der Unterhaltungsaspekt eine gewisse Rolle. Im Mittelpunkt der Gesundheitssendungen steht jedoch die Wissensvermittlung, deren unterschiedliche Facetten – wie der Untertitel verdeutlicht – den Kern der Untersuchung von Brünner bilden. Behandelt werden genuin didaktische Fragen wie die adressatengerechte Aufbereitung und Vermittlung von Expertenwissen an ein Laienpublikum, sprachlich-kommunikative Ver-

fahren und Strategien des Wissenstransfers in medialen Kontexten sowie allgemein Aspekte der Verständlichkeit. Brüner beabsichtigt mit diesem, inhaltlich an der Schnittstelle von Experten-Laien-Kommunikation und linguistischer Medienanalyse angesiedelten Band zu untersuchen, wie Gesundheitssendungen ihren Ansprüchen und Aufgaben – nämlich Vermittlung von medizinischem Wissen, Rat, Anleitung zu gesundheitsbewusstem Handeln und schließlich auch Unterhaltung – gerecht zu werden suchen und in welcher Weise sie ihre Ziele verfolgen (S. 7).

Das Buch untergliedert sich nach der Einleitung in drei große thematische Blöcke: Teil A, der die medienwissenschaftlichen Grundlagen einbringt, ist überschrieben mit „Öffentliche Gesundheitsinformation und Gesundheitssendungen im Fernsehen“. Er umfasst knapp 250 Seiten und entspricht damit fast der Hälfte des Buches. Der vom Umfang her etwa gleichgewichtige Teil B zu „Vermittlungsstrategien“ befasst sich mit unterschiedlichen sprachlichen Verfahren, während der mit ca. 50 Seiten deutlich kürzere Teil C unter der Überschrift „Gesund durchs Fernsehen? Wirkungen und Nebenwirkungen des Mediums“ unterschiedliche Effekte diskutiert, die solche Sendungen für die Zuschauer haben können. Insgesamt besteht das Buch aus zwölf inhaltlichen Kapiteln. Hinzu kommen ein Literaturverzeichnis von 13 Seiten sowie ein Anhang, der neben den Transkriptionskonventionen ein Verzeichnis der zitierten Sendungen umfasst.

Die Autorin will mit ihrer Studie einen Adressatenkreis erreichen, der deutlich über die linguistischen FachkollegInnen hinausgeht. Der Band richtet sich auch an „JournalistInnen, Medienfachleute und -interessierte sowie alle Angehörigen von Gesundheitsberufen. Darüber hinaus soll das Buch auch all denen nützlich sein, die mit der Vermittlung von Fachwissen an Laien zu tun haben, mit didaktischen Aufgaben im weitesten Sinne“ (S. 8). Die Ausrichtung an einem solchen Leserkreis hat Folgen für die Konzeption des Bandes, begründet sie doch den weitgehenden Verzicht auf eine Diskussion theoretisch-methodischer Fragen: „Aufgrund dieser breit gefassten Zielgruppe stelle ich nicht die linguistischen Theorien, sondern die konkreten empirischen Analysen des Datenmaterials in den Vordergrund. Auf eine ausführliche Darstellung der theoretischen Grundlagen und eingehende Auseinandersetzungen mit der Forschungsliteratur wird verzichtet“ (S. 8). Tatsächlich nimmt die Wiedergabe und Analyse von Ausschnitten aus den Daten in diesem Buch den größten Raum ein.

Das Korpus setzt sich aus deutschsprachigen Gesundheitssendungen zusammen, die zwischen 1994 und 2006 aufgezeichnet wurden. Neben „klassischen Gesundheitsmagazinen“ enthält es „Talkshows und Diskussionsendungen zu medizinischen oder gesundheitsbezogenen Themen“ (S. 7). In Einzelfällen werden Daten aus nicht-medialen Kontexten wie

medizinische Vorträge hinzugezogen. Die zunehmend an Bedeutung gewinnenden gesundheitsbezogenen Informationsangebote aus dem Internet klammert Brünner hingegen bewusst aus mit der Begründung, dass das Fernsehen nach wie vor das Leitmedium unter den Massenmedien darstelle und für die breite Masse der Bevölkerung das Informationsmittel schlechthin sei<sup>3</sup>. Die Daten wurden nach „dem bewährten System der Halbinterpretativen Arbeitstranskriptionen (HIAT)“ (S. 55) verschriftlicht. Thematisch setzt Brünner mit den Herz-Kreislauf-Erkrankungen einerseits und Allergien, Asthma und Hauterkrankungen andererseits zwei Schwerpunkte (S. 41). Entsprechend dem Anspruch des Buches, die Analyse der Daten in den Mittelpunkt zu stellen, wird der theoretische Kontext der Untersuchung nur sehr knapp skizziert: „Im Vordergrund steht das theoretische und methodische Spektrum der linguistischen Diskurs- und Gesprächsanalyse, das durch kommunikations- und medienwissenschaftliche Zugänge zur Produktion und Rezeption von Wissenschaftssendungen ergänzt wird“ (S. 53). Auf qualitative Methoden rekurrend verfolgt Brünner zunächst einen „deskriptiv-systematisierenden“ (S. 56) Zugang, der durch eine anwendungsbezogene Perspektive ergänzt wird. Diese mache es erforderlich, den Schritt von der Beschreibung zur Bewertung zu vollziehen, denn „eine bloß beschreibende Analyse würde der Bedeutung des Themas nicht gerecht und würde sicherlich auch nicht die Erwartungen der Zielgruppen dieses Buches erfüllen. Es sind also im Blick auf eine praktische Relevanz und Anwendungszwecke der Untersuchung zusätzlich auch *Bewertungen* notwendig oder jedenfalls wünschenswert: Einschätzungen darüber, was als gelungene oder misslungene Form der Darstellung und Kommunikation gelten kann, Aussagen dazu, welche Eigenschaften bestimmte Formen problematisch machen, und Überlegungen und Hypothesen, warum einige gut funktionieren, andere dagegen nicht“ (S. 56). Als Basis für Urteile über die Qualität der Wissensvermittlung in den Sendungen dienen die Kommunikationserfahrungen der Analysierenden (S. 58) als einer prototypischen Rezipientin.

Wenden wir uns nun dem Aufbau des Bandes zu. Der fünf Kapitel umfassende Teil A situiert Gesundheitssendungen im Fernsehen als Teil der öffentlichen Gesundheitsinformation. Kapitel 2 entfaltet unter dem Titel „Die Rolle der öffentlichen Gesundheitsinformation für medizinisches Wissen und Gesundheitshandeln“ den medialen, gesundheitspolitischen und allgemeinen Wissenskontext, in dem die hier analysierten Sendungen stehen. Kapitel 3 „Die untersuchten Gesundheitssendungen: Datenmaterial und Analysemethoden“ stellt einerseits das Korpus vor und führt andererseits in die (angewandte) linguistische Diskurs- und Gesprächsanalyse ein. Insgesamt wurden 747 Magazin- und Ratgeberreihen ausgewertet, wobei das im ZDF ausgestrahlte Magazin *Gesundheit!*

mit 662 Sendungen bei weitem überwiegt. 65 dieser Sendungen liegen transkribiert vor. Hinzu kommen 22 Talkshows und Diskussionssendungen zu Gesundheitsthemen – darunter 10 Sendungen der in der ARD ausgestrahlten Talkshow *Fliege* –, von denen 13 verschriftlicht wurden sowie verschiedene andere Sendungen. Kapitel 4 zu „Gesundheitssendungen: Ein Thema – zwei unterschiedliche Formen der Aufbereitung“ vergleicht zwei Sendungen zum Thema Cholesterin, um die interne Varianz der Sendeformate aufzuzeigen und den Blick für die Darstellungsformen zu schärfen. Es ist dies neben Kapitel 9 zu Erklärungsstrategien das einzige Kapitel, in dem die visuelle Ebene durch insgesamt 19 Abbildungen in die Analyse einbezogen wird. Diese dienen primär dazu, einen Eindruck vom Sendegeschehen wie etwa der Anordnung der Teilnehmer oder der Nutzung erklärender Modelle und Bilder zu geben. Die Verzahnung von verbaler und visueller Ebene erfährt hingegen nur geringe Aufmerksamkeit. Kapitel 5 „Das Personal in Gesundheitssendungen. Rollen, Aufgaben und Funktionen“ stellt die Mitwirkenden in ihren typischen Interaktionsrollen vor. Neben dem Moderator sind dies die Experten sowie medizinische Laien, insbesondere Betroffene (Patienten und ihre Angehörigen) und – abhängig vom Sendeformat – das Studiopublikum, bei *Call-in*-Sendungen außerdem die Zuschauer, die sich über Anrufe beteiligen können<sup>4</sup>. Kapitel 6 „Bausteine der Sendungen: Funktionen, Merkmale und Probleme“ behandelt ihre konstitutiven Elemente, zu denen die An- und Abmoderation des Moderators, das Experteninterview, die Krankheitsschilderungen der Betroffenen sowie auch Filmeinspielungen gehören.

Der aus vier Kapiteln bestehende Teil B stellt die verschiedenen „Vermittlungsstrategien“ ins Zentrum. Kapitel 7 setzt sich mit der als opak geltenden (medizinischen) Fachsprache auseinander. Gestützt auf Beispiele zeigt Brünner, dass nicht die Fachbegriffe an sich, sondern der Umgang mit ihnen in der Verständigung zwischen Experten und Laien entscheidend ist. Kapitel 8 diskutiert aufbauend auf Brünner/Gülich (2002) sprachlich-kommunikative Mittel der Veranschaulichung und vollzieht damit den Übergang von einer formalen – dem Fachbegriff – zu einer funktionalen Kategorie. Diese umfasst bekannte ikonische Verfahren wie Metaphern, Analogien und Vergleiche. Hinzu kommen Beispiele und Konkretisierungen sowie als weitere Subkategorien Beispielerzählungen und fiktive Situationsentwürfe, hier Szenarios genannt. Die Abgrenzung der verschiedenen Verfahren ist nicht ganz einfach – ein Punkt, auf den ich später im Rahmen einer kritischen Würdigung noch einmal zurück komme. Kapitel 9 ist dem Erklären gewidmet, das hier als Herstellen von Zusammenhängen definiert und weiter in kausale und funktionale bzw. teleologische Erklärungen differenziert wird. Erklären ist auf die Behebung eines Wissensdefizits beim Rezipienten gerichtet

und trägt somit entscheidend zum Auf- und Ausbau von Wissen bei. Diese komplexe kommunikative Aufgabe kann unter Rekurs auf eine Vielzahl von sprachlichen Strategien vollzogen werden. Zudem spielen unterstützende visuelle Mittel – Schaubilder, Grafiken, Modelle etc. – eine wichtige Rolle. Kapitel 10 befasst sich nicht eigentlich mit Vermittlungsstrategien, sondern geht unter dem Titel „Thematisierung von Laienwissen und das Bild vom Laien“ der Frage nach, wie eine Ausrichtung der Wissensvermittlung auf die Rezipienten erfolgen kann angesichts der Tatsache, dass diese in der medialen Kommunikation zwangsläufig eine anonyme und heterogene Gruppe bilden. Annahmen über Laienwissen, verdichtet in imaginierten Bildern vom Laien, sind eine wichtige Voraussetzung für gelingendes *recipient design*. Für alle in den Teilen A und B entwickelten Kategorien gilt, dass sie induktiv durch Abstraktion vom untersuchten Material gewonnen werden und somit dicht an den Daten bleiben.

Teil C „Gesund durchs Fernsehen? Wirkungen und Nebenwirkungen des Mediums“ befasst sich in zwei thematisch ganz unterschiedlich gelagerten Kapiteln mit den Folgen, die mediale Gesundheitssendungen für ihre Konsumenten, die Zuschauer am Bildschirm, haben können. Kapitel 11 „Die Inszenierung von Vorbildern – am Beispiel von Diabetes-Patienten“ führt mit Diabetes mellitus eine weitere Erkrankung ein und untersucht an Hand von drei Sendungen aus der Reihe *Gesundheit!*, welches Bild dieser Krankheit entworfen wird. Kapitel 11 ist im Grunde parallel zu Kapitel 10 angelegt: Ging es dort um verschiedene Bilder des medizinischen Laien, so steht nun die in den Sendungen oft recht einseitige Inszenierung einer Krankheit und der von ihr Betroffenen im Mittelpunkt. Kapitel 12 wendet sich unter dem Titel „Ärztlicher Rat in Anrufsendungen“ einer völlig neuen Facette der Gesundheitssendungen zu, nämlich *Call-in*-Sendungen, in denen sich die Zuschauer aktiv einbringen und Fragen zu individuellen Gesundheitsproblemen stellen können. Damit rückt der Handlungskomplex des medial überformten Ratsuchens und Ratgebens in den Blick, ein hybrides Format, das sich am Muster des Arzt-Patient-Gesprächs orientiere, letztlich jedoch eine Pseudo-Form mit geringem Nutzen für die Anrufer sei, da der Inszenierungscharakter überwiege. Mediales Ratgeben im Rahmen von *Call-in*-Sendungen ist – so Brünner – ein strukturell widersprüchliches Handlungsmuster, das eine ärztliche Konsultation inszeniere und zugleich ihren eigentlichen Zweck – die konkrete Problemlösung – verfehle. Ein analog zur Einleitung konzipiertes abschließendes Kapitel, das eine Zusammenfassung und Einordnung der Ergebnisse bietet, fehlt.

Nach diesem Überblick will ich nun einige Aspekte herausgreifen und genauer diskutieren. Zunächst ist man etwas überrascht, dass dem Bild und damit der Multimodalität des Mediums Fernsehen kaum Rechnung

getragen wird. Die Relevanz dieser Dimension sieht auch Brünner, wenn sie auf die vielfältigen „formalen und funktionalen Bezüge visueller und sprachlicher Elemente im Datenmaterial“ (S. 66) hinweist und feststellt: „Fernsehen ist ein audiovisuelles Medium, und so liegt es nahe, auch das Verhältnis von Bild bzw. Film und Sprache zu untersuchen“, um dann jedoch sogleich einschränkend hinzuzufügen: „Das kann hier aber nicht systematisch geschehen“ (S. 66). Begründet wird dies mit arbeitsökonomischen und methodischen Aspekten. Mit Blick auf die Aufbereitung und Verschriftlichung der Sprachdaten fällt auf, dass nicht GAT 2 verwendet wird, das sich als Standard in gesprächsanalytischen Arbeiten durchgesetzt hat, sondern das ältere, im Kontext der funktionalen Pragmatik entwickelte Transkriptionssystem HIAT. Allerdings erscheinen die Ausschnitte nicht durchgängig in der durch HIAT vorgesehenen Partiturschreibweise, sondern je nach Umfang werden unterschiedliche Notierungen gewählt: „Bei Zitaten mit stark monologischem Charakter ersetze ich, um Platz zu sparen, die Partiturschreibweise durch eine vereinfachende lineare Schreibweise. Wo es nur auf die Darstellung eines Sprechers ankommt, lasse ich die ggf. begleitenden Hörsignale weg“ (S. 55). Dieser Wechsel zwischen linearen Transkripten und Auszügen in Partiturschreibweise ist etwas irritierend, zumal gelegentlich auch dialogische Beispiele linearisiert zitiert werden (S. 83 f.). Zudem werden viele Ausschnitte im Abstand von wenigen Seiten mehrmals aufgeführt (S. 110 und 120 *Vielen Dank, auf Wiedersehen* (hier zudem mit unterschiedlicher Notierung der Betonung); S. 258 und 262 *TIAs*; S. 405 und 424 *was ist Sache?*; S. 409 und 434 *belästigen*; S. 359 und 363 *Druck 3* (wiederum mit unterschiedlicher Betonung); S. 422 und 434 *Todesursache*; S. 415 f. und 436 *nicht bemerkenswert*; S. 402 und 433 *Koronarsportgruppe und passim*), was nicht nur den Umfang des Bandes anschwellen lässt, sondern auch zu gewissen Redundanzen führt. Dies wäre mit einer durchgehenden Nummerierung der Beispiele und entsprechenden Verweisen zu vermeiden gewesen.

Ein theoretisches Problem, das keineswegs nur die zu rezensierende Studie betrifft, ist die Abgrenzung der funktionalen Kategorien, insbesondere die Bestimmung ihrer *differentia specifica*. Was genau bedeutet etwa „veranschaulichen“? Und in welchem Verhältnis steht es zu verwandten funktionalen Kategorien wie „erklären“, „vermitteln“ oder „verständlich machen“? Brünner stellt fest: „Bei der Vermittlung von Wissen besteht eine zentrale Aufgabe darin, Sachverhalte anschaulich zu machen, damit sie verständlich werden“ (S. 295). Dies suggeriert eine *indem*-Relation bzw. eine Unterordnung des Veranschaulichens unter das Verständlich-Machen. Die hierarchisch übergeordnete, allgemeinste Kategorie wäre demnach das „Vermitteln“, wobei offen bleibt, welche anderen funktionalen Kategorien jeweils auf der gleichen Stufe anzunehmen

sind. Diese Differenzierung ist jedoch nicht mit dem folgenden Zitat in Einklang zu bringen, das eher Synonymie suggeriert: „Beim Vermitteln und Verständlich-Machen brauchen Experten und Laien den Bezug auf das gemeinsame Alltagswissen, auf ein Wissen, das sie miteinander teilen bzw. das als gemeinsam vorausgesetzt werden kann. Sprachlich-kommunikative Verfahren, durch die neues Wissen, das vermittelt werden soll, in Zusammenhang zum geteilten oder vorausgesetzten Alltagswissen gestellt wird, sind Veranschaulichungen und Erklärungen“ (S. 295). Ähnlich unbestimmt bleibt auch das Verhältnis zwischen Veranschaulichen und Erklären: „Beim Erklären werden teilweise auch Verfahren der Veranschaulichung eingesetzt, vor allem um zu häufigen Fachwortgebrauch zu vermeiden“ (S. 296). Wo liegt dann der Unterschied zwischen diesen Kategorien? Worauf fußt ihre Trennung? Diese Frage stellt sich auch, wenn man liest: „So erklärt und veranschaulicht ein Experte z. B. den Fachbegriff“ (S. 312). Das folgende Zitat legt zudem nahe, dass es sich bei den funktionalen Charakterisierungen um inhärente Merkmale der Verfahren, nicht aber um im jeweiligen Verwendungskontext interaktiv hervorgebrachte Eigenschaften handelt: „Gelegentlich scheinen Veranschaulichungsverfahren nicht mit dem vorrangigen Ziel benutzt zu werden, Verständlichkeit herzustellen. Veranschaulichungen können ihre Funktion als Verstehenshilfe verlieren, unter Umständen Darstellungen sogar verkomplizieren oder die Zuschauer irritieren“ (S. 339). Brünner überschreibt ihre Überlegungen zu diesem Punkt mit „Das Versagen der Veranschaulichungsverfahren“ (Kap. 8.6, S. 339 ff.). Inwiefern können Verfahren versagen? Dies wirft die Frage nach der Basis der funktionalen Zuschreibung auf. Erfolgt diese kontextuell unter Bezug auf die tatsächliche Verwendung oder geht sie von einer letztlich kontextfreien ‚idealen‘ Verwendung aus? Letzteres scheint hier der Fall zu sein. Auch in der Analysepraxis ist die Abgrenzung der verschiedenen Verfahren nicht immer konsistent. So bezeichnet Brünner einen durch die Verwendung von *wie* deutlich als Analogie gekennzeichneten Vergleich („Kann aber auch sein, dass man selber ist *wie* ein Fass“ S. 336 Hervorhebung MD) als Metapher („Die Metapher vom Menschen als Fass“ S. 336). Insgesamt scheint mir dies ein Gebiet zu sein, auf dem nach wie vor deutlicher Forschungsbedarf besteht.

Die Stärke des Bandes liegt eindeutig in der Fülle der Daten, die als breite empirische Basis für die unmittelbar am Material entwickelten Beobachtungen dienen. Insofern gelingt es Brünner gut, den in der Einleitung formulierten Anspruch umzusetzen, nämlich ausgehend von der Präsentation und Analyse des Datenmaterials „das Spektrum der sprachlich-kommunikativen Formen und Verfahren, ihrer Funktionen und Probleme in seiner Reichhaltigkeit zu entfalten“ (S. 10). Die Menge an Beispielen ist eindrucksvoll. Die Autorin kann angesichts der schieren

Masse an Material regelrecht in den Daten schwelgen und jeden Aspekt durch einen, meist sogar mehrere Belege illustrieren. Als Leser wird man in diese reichhaltige Materialbasis regelrecht hineingezogen, so dass angesichts der vielen Detailbeobachtungen auch die Gefahr besteht, gelegentlich den roten Faden zu verlieren. Die einzelnen Verfahren und Strategien werden an Hand einer Vielzahl von Ausschnitten hergeleitet und breit aufgefächert. Da die Analyse in der Regel jedoch nicht ohne inhaltliche Umschreibungen auskommt, sind auch Redundanzen unvermeidlich. Eine gewisse Straffung und Verdichtung hätte sich hier durchaus positiv auf die Struktur des Bandes auswirken können und möglicherweise dazu beigetragen, die Konturen der verschiedenen Verfahren zu schärfen.

Als Linguistin vermag ich nicht zu sagen, inwieweit Medienmacher, die ja eine der anvisierten Zielgruppen des vorliegenden Bandes darstellen, von diesen Analysen profitieren und eventuell zu einer Optimierung ihres professionellen Gesprächsverhaltens angeregt werden. Für anwendungsorientierte SprachwissenschaftlerInnen liefert er mit Sicherheit eine Fülle von Impulsen. Für Leser mit eher theoretischem Interesse hätte die stärkere Auseinandersetzung mit wissenssoziologischen Aspekten, insbesondere Ansätzen zur Wissenskommunikation, eine zusätzliche Bereicherung bieten können. Dies widerspräche jedoch dem bewusst niedrigschwelligen Zugang, den die Autorin hier gewählt hat und der durch eine einfache, leicht verständliche, gelegentlich etwas überexplizite Sprache gestützt wird, die sich auch einem nicht-linguistischen Leserkreis erschließt. Das Buch ist sorgfältig ediert. Es finden sich nur kleine formale Mängel, die den Lesefluss nicht wesentlich stören. Zu nennen wäre etwa der Verweis auf nicht vorhandene Transkriptflächen (S. 456) oder der Bezug auf Quasthoff 1990 (S. 492), die in der Bibliographie fehlt. Alles in allem handelt es sich um ein lesenswertes Buch, das vor allem durch seine außerordentlich umfangreiche Datengrundlage sowie seine kenntnisreichen Beobachtungen zur Gesundheitskommunikation im Medium Fernsehen überzeugt und dem man viele Leser nicht nur aus dem Bereich der Linguistik, sondern gerade auch aus den hier untersuchten Praxisfeldern wünscht.

### Anmerkungen

1. Dies bestätigen mehrere Studien, zuletzt im März 2012 eine repräsentative Umfrage im Auftrag des Gesundheitsmagazins *Apotheken Umschau*. Vgl. <http://www.vitafil.de/9545/umfrage-gesundheit-ist-fuer-die-bundesbuenger-das-groesste-glueck>.
2. Für eine kritische Diskussion dieser Annahme siehe Drescher/Klaeger. 2006.
3. Vgl. demgegenüber Locher (2006), die amerikanische Gesundheitsforen im Internet untersucht.
4. Vgl. Hutchby (1995), dessen Arbeiten hier jedoch nicht erwähnt werden.

## Literatur

- Drescher, Martina & Sabine Klaeger. 2006. Einleitung. In: Dieselben (Hrsg.). Kommunikation über HIV/Aids. Interdisziplinäre Beiträge zur Prävention im subsaharischen Afrika. Berlin: LIT Verlag, 1–14.
- Brünner, Gisela & Elisabeth Gülich. 2002. Verfahren der Veranschaulichung in der Experten-Laien-Kommunikation. In: Dieselben (Hrsg.). Krankheit verstehen. Interdisziplinäre Beiträge zur Sprache in Krankheitsdarstellungen. Bielefeld: Aisthesis, 17–94.
- <http://www.vitafil.de/9545/umfrage-gesundheit-ist-fuer-die-bundesbuerger-das-groesste-glueck>
- Hutchby, Ian. 1995. Aspects of recipient design in expert advice-giving on call-in-radio. In: Discourse processes 19, 219–238. In: Hutchby, Ian. 2006. Media talk. Maidenhead: Open University Press, Kap. 6 Distributed expertise: The discourse of advice-giving shows, 102–117.
- Lalouschek, Johanna. 2005. Inszenierte Medizin. Ärztliche Kommunikation, Gesundheitsinformation und das Sprechen über Krankheit in Medizinsendungen und Talkshows. Radolfzell: [www.verlag-gespraechsforschung.de](http://www.verlag-gespraechsforschung.de)
- Locher, Miriam. 2006. Advice Online. Advice-giving in an American Internet health column. Amsterdam/Philadelphia: J. Benjamins.

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Martina Drescher  
Lehrstuhl für Romanische und Allgemeine Sprachwissenschaft  
Universität Bayreuth  
GW I  
95440 Bayreuth  
E-Mail: [martina.drescher@uni-bayreuth.de](mailto:martina.drescher@uni-bayreuth.de)

Höhle, Barbara (Hrsg.) 2010. *Psycholinguistik*. Berlin: Akademie Verlag. 247 S. 19,95 €. ISBN 978-3-05-004935-9.

Die Psycholinguistik ist ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das sich mit den vier Teilbereichen Spracherwerb, Sprachwahrnehmung, Sprachproduktion und Sprachstörungen beschäftigt und häufig mit Methoden aus der experimentellen Psychologie arbeitet. Wie lernen Menschen eine oder mehrere Sprachen? Wie werden Sätze, Wörter bzw. einzelne Sprachlaute produziert und wahrgenommen? Welchen Einblick gibt uns der Verlust von Sprache in die Theorien und Modelle der Sprachverarbeitung? Barbara Höhle, Herausgeberin des Studienbuchs *Psycholinguistik*, ist Professorin für Psycholinguistik an der Universität Potsdam. Im Buch beantwortet sie gemeinsam mit ihren Kolleginnen und Kollegen diese Fragen und gibt einen Überblick über Forschungsmethoden und zur Experimentalplanung.

Im ersten Kapitel *Psycholinguistik: Ein Überblick* gibt Barbara Höhle eine Einführung in die Disziplin im Spannungsfeld von Sprachwissenschaft und Psychologie, in psycholinguistische Fragestellungen sowie einen kurzen Überblick über theoretische Grundlagen und historische Wurzeln der Psycholinguistik. Ausgehend von den Arbeiten Noam Chomskys versteht sich die Linguistik als kognitive Wissenschaft: „Sprache wird gesehen als eine humanspezifische geistige Fähigkeit, die ein Teil des gesamten Kognitionssystems darstellt“ (S. 14). Diskutiert wird, ob die Sprachfähigkeit ein eigenständiges kognitives System bildet oder von anderen geistigen Fähigkeiten des Menschen abhängt. Hierzu gehört auch die Theorie der Modularität des Geistes von Jerry Fodor. Die Grundannahme, dass sich das kognitive System aus einzelnen Bausteinen (Modulen) zusammensetzt, die für einzelne, sehr spezifische Aufgaben zuständig sind, ist mit Modellen einer autonomen Sprachverarbeitung verknüpft. Die Verarbeitung erfolgt strikt seriell oder kaskadierend (die Information kann ‚stückweise‘ weitergegeben werden, so dass eine Parallelität der Sprachverarbeitungsprozesse möglich wird). Im Gegensatz dazu stellt Höhle auch interaktive Modelle vor, die sowohl bottom-up als auch top-down funktionieren und damit Feedback zwischen den Ebenen erlauben. Das Kapitel bietet einen guten Einstieg in die Thematik.

Im zweiten Kapitel *Forschungsmethoden der Psycholinguistik* stellen Nicole Stadie, Heiner Drenhaus, Barbara Höhle, Katharina Spalek und Isabell Wartenburger behaviorale und neurowissenschaftliche Methoden vor. Zu den behavioralen Methoden gehören das lexikalische Entscheiden (z. B. anhand von Reaktionszeitmessungen), das Benennen (z. B. mit einem Bild-Wort-Interferenz-Paradigma), das Priming (semantische, phonologische oder syntaktische Voraktivierung), Blickbewegungen (Eye Tracking) sowie die Konditionierung und Präferenzmessung für Babys und Kleinkinder (High-Amplitude Sucking, Habituation und Dishabituation, visuelle Fixation, Headturn Preference Paradigma, Intermodal Preferential Looking). Zu den bildgebenden Verfahren zählen die funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT), die Positronen-Emissions-Tomographie (PET), die Nahinfrarot-Spektroskopie (NIRS), die Magnetenzephalographie (MEG) sowie die Elektroenzephalographie (EEG). Die bildgebenden Verfahren werden nur kurz beschrieben, es reicht jedoch für einen Einblick. Obwohl in der Einleitung angekündigt, wird die Methode MEG nicht erklärt, sondern stattdessen auf Literatur verwiesen.

Das dritte Kapitel *Sprachwahrnehmung* von Barbara Höhle führt in Theorien der Sprachwahrnehmung ein. Wie ist der Hörer in der Lage, in der Vielfalt und Variabilität akustischer Informationen die phonologischen Informationen zu erkennen, die er für weitere Sprachverarbei-

tungsprozesse nutzen kann? Hierbei wird das Spektrogramm vorgestellt, das die Intensität des Sprachsignals in verschiedenen Frequenzbereichen über die Zeit abbildet. Bereits Neugeborene sowie einige Tierarten besitzen die Fähigkeit zur kategorialen Wahrnehmung, d. h., dass derselbe akustische Unterschied zwischen zwei Lauten (z. B. /pa/ und /ba/) besser wahrgenommen wird, wenn die Laute unterschiedlichen phonologischen Kategorien (stimmhaft/stimmlos) angehören als wenn sie derselben phonologischen Kategorie angehören. Die vorgestellten Theorien der Sprachwahrnehmung (Motor-Theorie der Sprachwahrnehmung, Theorie des direkten Realismus, Spiegelneuronen, Theorie der Merkmalsdetektoren, Exemplar-basierte Modelle) werden nur oberflächlich angerissen und sind ohne Vorkenntnisse nur schwer nachzuvollziehen. Das Kapitel 5 *Wortverarbeitung* von Katharina Spalek und Kapitel 7 *Sprachverarbeitung* von Heiner Drenhaus schließen sich hier thematisch an.

Im vierten Kapitel *Wortproduktion* stellt Katharina Spalek beispielhaft das Tip-of-the-tongue (TOT)-Phänomen vor, ein Zustand, in dem einem Sprecher ein bestimmtes Wort auf der Zunge liegt. Oftmals können Sprecher im TOT-Zustand den ersten Laut (Phonem) oder den initialen Buchstaben (Graphem) des gesuchten Wortes abrufen, kennen die Anzahl der Silben sowie semantisch und/oder phonologisch ähnliche Wörter, haben aber keinen Zugang zur kompletten phonologischen Form. Dieser Zustand veranschaulicht, dass ein Wort keine Einheit im mentalen Lexikon darstellt, sondern in Form und Bedeutung gespalten ist. Im Sprachproduktionsmodell von Willem Levelt und Kollegen werden sogar drei Ebenen lexikalischer Repräsentation unterschieden: Konzept (Bedeutung), Lemma (lexikalisch-syntaktische Eigenschaften) und Lexem (Wortform). Die psycholinguistisch orientierte Sprachproduktionsforschung hat seit den 1970er Jahren diverse Sprachproduktionsmodelle vorgeschlagen. Sie alle haben gemeinsam, dass sie den Sprachproduktionsprozess in mehrere Teilkomponenten aufspalten. In der Regel werden drei Teilprozesse unterschieden: Konzeptualisierungsprozesse übersetzen die kommunikativen Absichten eines Sprechers in eine präverbale Botschaft; Formulierungsprozesse steuern die Abbildung dieser vorsprachlichen Message auf eine angemessene sprachliche Form; Prozesse der Artikulation dienen der motorischen Umsetzung phonetischer Pläne. Eine der zentralen Forschungsfragen ist die des lexikalischen Zugriffs auf das mentale Lexikon beim Sprechen. Strittig ist u. a. die Reihenfolge der Verarbeitung, insbesondere ob der lexikalisch-syntaktische Zugriff zwischen dem semantischen und dem phonologischen Zugriff liegen muss oder ob nach der Auswahl des Konzepts die Zugriffe auf Lemma und Lexem zeitlich parallel und unabhängig voneinander stattfinden können. Durch Beobachtungen an Patienten (z. B. Aphasikern) und Fehlleistungen wie Wortfindungsstörungen und Pausenphänomene können Rück-

schlüsse auf den ungestörten Ablauf des Sprachproduktionsprozesses und auf die Organisation des mentalen Lexikons gezogen werden. Auch die Versprecherforschung hat für große Fortschritte bei der Entwicklung von Sprachproduktionsmodellen gesorgt. Spalek erwähnt Pioniere dieser Forschung in Deutschland (Helen Leuninger) und den USA (Victoria Fromkin, Merrill Garrett) und gibt zahlreiche Beispiele für Versprecher.

Im fünften Kapitel *Wortverarbeitung* erläutert Katharina Spalek zunächst, wie die drei Prozesse des Wortverstehens (Zugriff, Auswahl und Integration) ablaufen. Ein Lexikoneintrag eines Wortes besteht aus „Gedächtnisspuren jeder individuellen Realisation dieses Wortes“ (S. 69). Mit diesen Gedächtnisspuren wird das eintreffende sprachliche Signal verglichen. Akustische Realisierungen eines Wortes sind nie identisch und können auch ihrerseits den lexikalischen Eintrag verändern. Wörter werden selten in Isolation artikuliert. Daher ist es für das System wichtig zu erkennen, wo ein Wort beginnt bevor es auf das Lexikon zugreifen kann. Interessant hierbei ist auch, wo insbesondere längere Wörter eindeutig erkennbar werden bevor man sie ganz gehört hat. Dieser sogenannte Diskriminationspunkt bestimmt den Punkt eines Wortes, an dem sich ein Wort von allen anderen Wörtern dieser Sprache unterscheidet und die nachfolgenden Informationen für die Worterkennung redundant werden. Spalek beschreibt anschaulich, dass das Worterkennen ein kontextabhängiger Prozess ist und stellt anschließend Modelle des Worterkennens (Kohortenmodell, TRACE, SHORTLIST) vor.

Im sechsten Kapitel *Satzproduktion* geht Katharina Spalek zunächst nochmals auf die Konzeptualisierung ein und beschreibt das Sprachproduktionsmodell von Merrill Garrett mit der funktionalen und positionalen Enkodierung. Die funktionale Ebene bezeichnet die Übersetzung der vorsprachlichen Message in eine syntaktische Struktur, anschließend werden auf der positionalen Ebene die grammatischen Funktionen in eine Reihenfolge gebracht. Empirische Evidenz für dieses Zwei-Ebenen-Modell bieten Versprecher wie Wort- und Phonemvertauschungen. Anschließend bespricht Spalek anschaulich die lexikalische Zugänglichkeit, d. h. wie leicht ein Wort oder eine Phrase aus dem mentalen Lexikon abgerufen werden kann, und erläutert hierbei das semantische, phonologische und syntaktische Priming. Abschließend wird noch das Phänomen ‚broken agreement‘ vorgestellt, bei dem der Artikel oder die Verbflexion nicht mit dem Subjekt des Satzes übereinstimmt. Das vierte Kapitel *Wortproduktion* und das sechste Kapitel *Satzproduktion* gehen jeweils auf Sprachproduktionsmodelle und auf Versprecher ein, so dass teilweise Dopplungen entstehen. Diese beiden Kapitel hätten gut (z. B. unter *Sprachproduktion*) zusammengefasst werden können.

Kapitel sieben, *Sprachverarbeitung* von Heiner Drenhaus, stellt verschiedene Theorien der Sprachverarbeitung vor. Hörer (und auch Leser

von Texten) warten nicht bis zum Ende eines Satzes für die syntaktische Analyse, denn diese erfolgt in Echtzeit. Das Satzverstehen erfolgt inkrementell von links nach rechts, d. h. sobald genügend Information für den Aufbau einer syntaktischen Struktur verfügbar ist, beginnt der syntaktische Verarbeitungsapparat (Parser). Dreiner stellt anschaulich unterschiedliche Modelle vor, u. a. das Garden-Path-Modell von Lyn Frazier, das die Auflösung von syntaktischen Ambiguitäten in sogenannten Holzwegsätzen (garden path sentences) beschreibt. Zum Schluss geht Dreiner noch kurz auf die Speicherung und Integration von Informationen im Arbeitsgedächtnis ein. Allerdings wird auf EKP-Komponenten Bezug genommen, die erst im darauffolgenden Kapitel erläutert werden.

Das achte Kapitel *Neurowissenschaftliche Komponenten der Sprachverarbeitung* von Heiner Drenhaus ist der Entstehung und Verarbeitung elektrischer Signale gewidmet und stellt die Methode des EEG bzw. der ereigniskorrelierten Hirnpotenziale (EKPs) im Detail vor. Dreiner geht auf die Schwierigkeiten ein, das EKP aus dem EEG herauszulösen, weil die Spontanaktivität des Gehirns (sog. Rauschen) das ereignisgebundene Signal stark erhöht. Anschaulich wird die Klassifikation von EKP Komponenten (ELAN bei frühen syntaktischen Anomalien, N400 bei semantischen Anomalien und P600 in einer späten Phase der Integration von semantischer und syntaktischer Information) am Sprachverarbeitungsmodell von Angela D. Friederici dargestellt. Beispiele und Abbildungen erleichtern das Verständnis des Kapitels.

Im neunten Kapitel *Erstspracherwerb: Wie kommt das Kind zur Sprache?* beschreibt Barbara Höhle anschaulich und detailliert die kindliche Sprachentwicklung im Bereich Phonologie, Lexikon und Syntax. Schon wenige Tage alte Babys zeigen eine Präferenz für das Hören menschlicher Sprache gegenüber anderen Geräuschen. Besonders schnell eignen sich Kinder die prosodischen Merkmale der Zielsprache an: Beispielsweise weisen Schreie von deutschen Babys eine fallende Intonationsstruktur auf, während die Schreie französischer Babys eher ansteigend sind. Zwischen dem 12. und 18. Monat steigt dann der Wortschatz langsam auf circa 50 Wörter an. Danach beginnt der sogenannte Wortschatz- oder Vokabelspurt, so dass Kinder mit zwei Jahren schon über ungefähr 300 Wörter verfügen. Höhle gibt zahlreiche Beispiele und veranschaulicht Strategien und Prinzipien des Lexikonerwerbs. Schließlich werden Meilensteine der syntaktischen Entwicklung und des Ausbaus narrativer Fähigkeiten des Kindes vorgestellt. Während der Erwerb der wesentlichen grammatischen Fähigkeiten bis zum vierten Lebensjahr in den Grundzügen abgeschlossen ist, dauert der Erwerb des Kasussystems sowie die Entwicklung konversationeller und pragmatischer Fähigkeiten weiterhin an.

Das zehnte Kapitel *Spracherwerbstheorie: Wie kommt die Sprache zum Kind?* von Barbara Höhle umreißt die zentrale Problemstellung der Spracherwerbsforschung. Zwei Ansätze werden vorgestellt: Nach dem nativistischen Ansatz, der im Rahmen der generativen Grammatik von Noam Chomsky propagiert wird, ist der Mensch genetisch mit sprachspezifischem Strukturwissen (Universalgrammatik) ausgestattet. Der Kognitivismus hingegen geht davon aus, dass ein Kind ohne spezifisch sprachliches Vorwissen aus dem sprachlichen Input, insbesondere der kindgerichteten Sprache (motherese) die Regel- und Gesetzmäßigkeiten der Sprache ableiten kann. Ergänzenswert wäre eine Stellungnahme der Autorin zu den beiden Ansätzen. Abschließend geht Höhle noch kurz auf Variationen im Spracherwerb ein und beschreibt wilde Kinder, Kinder mit Autismus, Williams-Beuren- oder Down-Syndrom sowie Kinder mit einer spezifischen Sprachentwicklungsstörung (SSES).

Kapitel elf, *Sprachstörungen im Erwachsenenalter* von Nicole Stadie, ist den Aphasien gewidmet. Stadie stellt Ursachen, Symptome und Therapieformen vor. Die häufigste Ursache einer erworbenen Sprachstörung ist der Schlaganfall. Ausführlich werden die klinisch-neurolinguistischen Einteilungen der vier Standardsyndrome (Globale Aphasie, Wernicke-Aphasie, Broca-Aphasie, Amnestische Aphasie) besprochen und übersichtlich in Tabellen dargestellt. Die transkortikale Aphasie und die Leitungsaphasie werden nicht erwähnt. Unter den kognitiv-neurolinguistischen Erklärungen wird das Logogenmodell zur Erklärung der bei der Wortverarbeitung involvierten Teilfähigkeiten (verstehen, sprechen, lesen und schreiben) vorgestellt und graphisch veranschaulicht. Dieses Modell bietet eine Erklärung, warum manche Patienten in zwei unterschiedlichen Aufgaben (beispielsweise mündliche versus schriftliche Bildbenennung) gegensätzliche Leistungen zeigen – eine klassische Dissoziation. Stadie stellt die Thematik allgemein verständlich und sehr anschaulich mit Abbildungen und Tabellen dar.

Das zwölfte Kapitel *Mehrsprachigkeit* stellt Isabell Wartenburger vor. Zu Beginn werden verschiedene Definitionen von Mehrsprachigkeit sowie Arten des Spracherwerbs (gesteuert/ungesteuert) eingeführt. Wartenburger erläutert die kritische Periode (critical period hypothesis) nach Eric Lenneberg, die besagt, dass vor Abschluss der Pubertät der Spracherwerb besonders gut möglich ist. Daraufhin wird das deklarativ-prozedurale Modell von Michael Ullman vorgestellt, nach dem im frühen (Zweit-)Spracherwerb syntaktisches Wissen implizit-prozedural und semantisch-lexikalisches Wissen explizit-deklarativ erworben wird. Im späten (Zweit-)Spracherwerb hingegen wird auch die Syntax stärker im explizit-deklarativen Gedächtnissystem erworben und verarbeitet. Personen, die im frühen Erwachsenenalter ein sehr gutes Leistungsniveau (proficiency) in der Fremdsprache erreicht haben, sprechen gegen die

kritische Periode. Unter den Modellen der Mehrsprachigkeit wird das Revised-Hierarchical-Model von Judith Kroll und Erika Stewart anschaulich erklärt, ein Modell, welches pro Sprache ein separates Lexikon annimmt. Die Grundbegriffe von Mehrsprachigkeit und Fremdsprachenlernen werden hier im Kapitel leider nur kurz erklärt, dafür gibt es noch Unterkapitel zu den Besonderheiten mehrsprachiger Experimente sowie zum mehrsprachigen Gehirn (z. B. Aphasien bei mehrsprachigen Patienten).

Das dreizehnte Kapitel *Sprache und Gehirn* von Isabell Wartenburger dient dem besseren Verständnis von Aphasien und hätte daher vor Kapitel elf erfolgen können. Zu Beginn werden hier anatomische Grundlagen des Gehirns vorgestellt: Das Gehirn gehört zusammen mit dem Rückenmark zum zentralen Nervensystem (ZNS) und besteht aus zwei Hemisphären und vier Lappen. Darauf folgen die physiologischen Grundlagen. Wartenburger beschreibt zunächst den Aufbau und die Funktion der Nervenzellen (eine Abbildung wäre hier sinnvoll) und erläutert anschließend die sog. Brodmann-Areale (BA) auf zytoarchitektonischen Karten. Die Broca-Aphasie, die sich u. a. durch nicht-flüssige Sprache charakterisiert, kann beispielsweise nicht nur durch Schädigungen des temporal (am Schläfenlappen) gelegenen Broca-Areals (BA 44 und 45), sondern auch durch Läsionen der umliegenden frontalen (zum Stirnlappen gehörenden) Bereiche (BA 46, 47 und 9) sowie durch die tiefer liegenden kortikalen Strukturen verursacht werden. Im letzten Teil des Kapitels stellt Wartenburger sprachrelevante Hirnregionen vor. Sie verdeutlicht, dass es keine Eins-zu-Eins-Zuordnung von spezifischen sprachlichen Fähigkeiten gibt, die mit abgegrenzten Hirnarealen einhergehen. „Stattdessen werden die sprachverarbeitenden Regionen im Gehirn als ein hochkomplexes Netzwerk begriffen, welches vor allem (aber nicht ausschließlich) frontale und temporale Areale der linken Hemisphäre umfasst“ (S. 197). Das Kapitel schließt mit der Vorstellung aktueller Modelle zu den neuronalen Grundlagen der Sprachverarbeitung.

Das vierzehnte Kapitel *Experimentalplanung* von Tom Fritzsche, Heiner Drenhaus und Isabell Wartenburger gibt wertvolle Tipps zur Literaturrecherche, Herleitung der Fragestellung, Entwicklung und Zusammenstellung des Materials, Programmierung des Experimentablaufs sowie zur Datenerhebung und Auswertung.

Der *Serviceteil* des Studienbuchs (Kapitel 15) bietet einen guten Überblick über bibliographische Hilfsmittel (Handbücher, Zeitschriften, Literaturdatenbanken, Bilddatenbank), Korpora (z. B. DLEX, COSMAS, CHILDES), Programme (wie PRAAT, DMDX) und wichtige außeruniversitäre Forschungseinrichtungen (wie Max-Planck-Institute). Ein *Anhang* (Kapitel 16) mit Literatur- und Abbildungsverzeichnis, Sachregister und Glossar rundet das Buch ab.

Typisch für die Studienbuchreihe im Akademie Verlag beginnt jedes Kapitel sehr ansprechend mit einem exemplarischen Bild (z. B. Wörterbücher zum Thema Mehrsprachigkeit; Kaspar Hausar zur Spracherwerbtheorie). Das Bild wird kurz (historisch) erläutert und in den thematischen Kontext eingeordnet. Anschließend werden Leitfragen vorgestellt, die im Laufe des Kapitels beantwortet werden, sowie ein kapitelinternes Inhaltsverzeichnis aufgelistet. Besonders leserfreundlich sind Verweispeile zu anderen Kapiteln und die Marginalspalte mit Stich- und Schlagwörtern des jeweiligen Absatzes. Zu jedem Kapitel gibt es abschließend Fragen und Anregungen sowie kommentierte Lektüreempfehlungen.

Dadurch, dass im Buch die einzelnen Kapitel nach Wort- und Satzebene getrennt werden, sind die vier Teilbereiche der Psycholinguistik im Inhaltsverzeichnis nur schwer ersichtlich. Eine Strukturierung in Spracherwerb (Kapitel 9, 10 und 12), Sprachwahrnehmung (Kapitel 3, 5 und 7), Sprachproduktion (Kapitel 4 und 7), Sprachstörungen (Kapitel 11 und 13) und Forschungsmethoden (Kapitel 2 und 8) wäre übersichtlicher.

Mit 247 Seiten hat das Buch nicht den Anspruch auf Vollständigkeit, deshalb werden einige Themen nur relativ oberflächlich behandelt – oder fehlen ganz, wie beispielsweise die Gebärdensprache. Wünschenswert wären weitere Abbildungen zum besseren Verständnis, insbesondere Darstellungen der bildgebenden Verfahren (Kapitel 2) und der verschiedenen Modelle (Modelle der Sprachperzeption, Modelle der Sprachproduktion, Modelle der Mehrsprachigkeit und neuronale Modelle der Sprachverarbeitung, vor allem in den Kapiteln 1, 3 und 5). Hilfreich wären auch noch Lösungen zu den Aufgaben.

Das kompakte Studienbuch ist auf dem neusten Forschungsstand und kann sehr gut als Seminarlektüre für Einführungen in die Psycholinguistik verwendet werden. Durch die leserfreundliche Darstellung ist es auch gut zum Selbststudium geeignet. Insbesondere das Kapitel zur Experimentalplanung und der Serviceteil sind sehr hilfreich und innovativ.

Anschrift der Verfasserin:

Nina Jeanette Hofferberth  
Goethe-Universität Frankfurt  
Fachbereich Neuere Philologien  
Institut für Linguistik  
Grüneburgplatz 1  
60629 Frankfurt am Main  
E-Mail: n.j.hofferberth@gmx.de

Janich, Nina (Hrsg.). 2012. Handbuch Werbekommunikation. Sprachwissenschaftliche und interdisziplinäre Zugänge. Tübingen: Narr Francke Verlag (UTB 8457). 508 S. 34,99 €. ISBN 978-3-8252-8457-2.

Wie im Vorwort des Bandes betont, sind universitäre Veranstaltungen zur Werbekommunikation zwar beliebt und immer gut besucht, was bislang aber fehlt, ist ein methodologischer Leitfaden, der sowohl Studierenden als auch Forschenden Werkzeuge zur Verfügung stellt, um sich diesem komplexen Gegenstand methodisch fundiert zu nähern. Umso erfreulicher ist es, dass nun ein systematischer Überblick zu verschiedenen – nicht nur linguistischen – Perspektiven auf die Werbekommunikation vorliegt.

Der Anspruch des Bandes ist ambitioniert. Vor allem aus sprachwissenschaftlicher Sicht sollen nicht nur sinnvolle Zugangsmöglichkeiten aufgezeigt, sondern auch Kategoriensysteme und Kriterienkataloge entwickelt werden, um die methodisch abgesicherte Auseinandersetzung mit dem Thema zu ermöglichen. Abgerundet wird das Gesamtbild durch einige exemplarische Analysen, die nicht nur Studierenden einen Einblick vermitteln, wie derartige Analysen angegangen werden können.

Besonders benutzerfreundlich ist dabei der systematische Aufbau des Handbuches. Gemäß der linguistischen Schwerpunktsetzung werden im ersten Teil „Die sprachlichen Ebenen“ der Werbekommunikation beleuchtet, also die linguistischen Kernbereiche ins Auge gefasst, die jedem/jeder an der Sprachwissenschaft Interessierten vertraut sind. Das heißt hier geht es vor allem um die grundlegenden Kategoriensysteme, die die sprachlichen Aspekte der Werbekommunikation betreffen. Im zweiten Teil „Spezifische Zugänge der Sprachwissenschaft“ werden die zuvor thematisierten Eigenheiten und Strukturen aus verschiedenen (teil-)disziplinären Perspektiven aufgegriffen und vertieft. Auch hier geht es um typische Fragestellungen und Methoden, allerdings nun jeweils im Bezugsrahmen des entsprechenden sprachwissenschaftlichen Forschungskontextes. Mit dem dritten Teil „Interdisziplinäre Perspektiven“ wird der Tatsache Rechnung getragen, dass die Erforschung von Werbekommunikation inadäquat und unvollständig wäre, würde man den gesellschaftlichen Kontext, in dem Werbung nun mal funktioniert, vernachlässigen. Dabei werden nicht nur kommunikationswissenschaftliche, kulturhistorische, soziologische oder psychologische Aspekte diskutiert, sondern es wird auch darauf eingegangen, inwieweit die Werbepaxis von der wissenschaftlichen Auseinandersetzung profitieren könnte. An die drei Hauptteile schließt ein vierter, aus meiner Sicht sehr gewinnbringender Teil „Die Praxis: Herausforderungen und Zugänge“ den Band ab. Hier werden den Interessierten nützliche Hinweise zu Korpora, Institutionen und Periodika der Werbewirtschaft vermittelt, die nicht nur Studieren-

den einen ersten Zugangsweg zur empirischen Beschäftigung mit Werbekommunikation eröffnen dürften.

Aufgrund des Umfangs des Handbuchs und der Vielzahl der Beiträge ist es im Rahmen dieser Rezension auch nicht annähernd möglich, auf jeden einzelnen Artikel gebührend einzugehen. Deswegen werde ich im Folgenden die meisten nur kurz nennen, auf einige werde ich ein wenig ausführlicher eingehen, womit keinesfalls ein Urteil über Qualität bzw. Zweckmäßigkeit der Darlegungen gefällt werden soll.

Zu Beginn des ersten Teils setzt sich Petra Ewald mit den Graphostilistika auseinander. Dabei betont sie nicht nur die besonderen Funktionen graphostilistischer Mittel in der Werbung (v. a. Aufmerksamkeitserzeugung, Adressatengerichtetheit) und beschreibt das Potenzial einzelner „Orthogramme“, sie hebt auch hervor, dass die „Wahrnehmung und Deutung sowohl der orthografischen als auch der typografischen Stilmittel“ (S. 14) abhängig ist von den Normkenntnissen der Rezipierenden. In den folgenden Beiträgen widmen sich die AutorInnen den eigentlichen Kernbereichen der traditionellen Sprachwissenschaft. Werbekommunikation wird auf den Ebenen der Morphologie (Ludwig M. Eichinger), der Lexik (Christine Römer), der Semantik (Alexander Ziem) und der Syntax (Christiane Thim-Mabrey) näher unter die Lupe genommen. Weiterhin werden Phänomene aus namenkundlicher (Antje Zilg), phraseologischer (Anette Sabban), textlinguistischer (Kirsten Adamzik) und gesprächsanalytischer Sicht (Janja Polajnar Lenarčič) betrachtet, wobei die beiden letztgenannten Texte einen fließenden Übergang zum zweiten Teil des Bandes ermöglichen. Bei allen genannten Beiträgen fällt auf, dass sich die AutorInnen bemühen, nicht nur bereits Bekanntes aufzuarbeiten, sondern vielmehr neue Herangehensweisen vor dem Hintergrund der Komplexität der Werbekommunikation thematisieren. Exemplarisch hervorgehoben sei der Beitrag von Ziem, der, ausgehend von semantischen Eigenheiten, die eng mit der Funktion von Werbesprache zusammenhängen, kognitionslinguistische Konzepte (Frame-Semantik, Theorie konzeptueller Verschmelzungen) zur semantischen Untersuchung (anhand von Beispielen) vorstellt und darüber hinaus einen heuristischen Leitfaden entwickelt, der es erlaubt, die ko- und kontextuelle Einbettung der Ausdrücke innerhalb der Werbung und die daraus resultierenden Abweichungen von der wörtlichen Bedeutung adäquat zu erfassen. Kurz erwähnt werden soll noch das von Lenarčič vorgeschlagene gesprächsanalytische Mehr-Ebenen-Modell. Dieses bietet trotz der – durch die Verfasserin selbst eingeräumten – Probleme, ein brauchbares Instrumentarium zur Analyse v. a. audiovisueller Werbeformate, die in ihrer Komplexität zweifellos eine besondere Herausforderung darstellen, zumal man im Werbesektor auch immer die Inszeniertheit der Kommunikation zu berücksichtigen hat.

Den zweiten Teil des Handbuches eröffnet Christian Efing, der Werbekommunikation aus varietätenlinguistischer Perspektive betrachtet. Neben anderen Fragen nähert sich der Autor dem grundsätzlichen Problem, welcher Status der Werbesprache im Varietätensystem zugesprochen werden soll. Efing schlägt vor dem Hintergrund der werbetypischen „Inszenierung von Konzepten“ (S. 175) vor, „sie als Konglomerat von Sprechstilen anzusehen und mit einiger Berechtigung auch als Register einzuordnen“ (ebd.), d. h. vor allem, dass sie keine eigene Varietät darstellt. Das ist vielleicht nicht neu (vgl. Janich 2010), aber ein sehr plausibler und nachvollziehbarer Ansatz. Ähnlich grundsätzlich, wie die eben besprochene Frage ist die, wie man den Stil in der Werbung methodisch abgesichert erfassen kann. Hierzu schlägt im folgenden Kapitel Michael Hoffmann drei Schritte vor: Typisierung, Differenzierung und Fokussierung. Ziel dieser Vorgehensweise ist es, nicht nur einzelnen stilistische Mittel in den Blick zu nehmen, sondern „werbekommunikative Gestaltungszusammenhänge“ (S. 180) herauszustellen, ganz im Sinne pragmatischer Stilauffassungen. Auf die folgenden Beiträge kann an dieser Stelle aus o.g. Gründen nicht näher eingegangen werden. Es muss hier der Hinweis genügen, dass sie allesamt sehr lesenswert und innovativ sind, d. h. auch in ihnen werden teilweise neue Wege beschritten, die die Eigenheiten der (modernen) Werbung in hohem Maße zu erfassen erlauben. Hervorheben möchte ich dennoch zwei Artikel. Zum einen den Beitrag von Sylvia Bendel Larcher, die sich dem Thema des Bandes aus diskursanalytischer Sicht nähert. Aus dieser Perspektive geht es vorrangig um das Aufzeigen der „Wechselwirkungen zwischen Werbung und Konsumgesellschaft“ (S. 230). Dabei könnte dieser Ansatz durchaus dazu beitragen, Werbung nicht nur fachwissenschaftlich zu analysieren, sondern auch einer breiteren Öffentlichkeit die Zusammenhänge von Werbung, Werten, Idealen, Konsum und Absatz in aufklärerischer Weise nahe zu bringen. In vergleichbarem Sinne praxisorientiert präsentiert Ingelore Oomen-Welke ihren Beitrag aus didaktischer Sicht, indem sie verschiedene Vorschläge für die Vermittlung in der Unterrichtspraxis für unterschiedliche Schulstufen formuliert. Der Artikel von Angelika Henneke zu Analysemodellen für Werbekommunikation am Ende des zweiten Teils fasst nicht nur die unterschiedlichen Ansätze noch einmal systematisch zusammen, sondern liefert ein Modell, welches für Forschung und Studium m. E. richtungsweisend werden dürfte.

Der dritte Teil des Bandes öffnet den Blick für Ansätze, die die linguistische Forschung zur Werbesprache nicht nur ergänzen sollten, sondern abhängig vom Untersuchungsziel in vielen Fällen auch müssen, um der Komplexität des Feldes Werbekommunikation Rechnung tragen zu können. Dabei wird aber auch deutlich, dass andere Disziplinen durchaus von sprachwissenschaftlicher Forschung profitieren können, denn Wer-

bung wird ohne Zweifel vor allem sprachlich entwickelt und vermittelt. In diesem Abschnitt werden Einblicke in medien- und kommunikationswissenschaftliche (Tino G. K. Meitz/Guido Zurstiege), kulturhistorische (Francisco Javier Montiel Alafont), soziologische (York Kautt) und psychologische (Klaus Moser/Matthias Spörrle) Herangehensweisen gegeben. Abgeschlossen wird das Kapitel durch zwei Beiträge, die einen hohen Praxisbezug aufweisen – beide aus betriebswirtschaftlicher Perspektive. Zuerst werden von Günter Schweiger und Natalie Hofer Instrumente zur Wirkungsmessung von komplexen Anzeigen (Blickregistrierung, Tachistoskopische Tests) anhand von exemplarischen Studien vorgestellt. Im abschließenden Beitrag werden die LeserInnen von Michael Boenigk und Margarethe B. Dopf mit dem Ansatz der Integrierten Kommunikation und dessen Erweiterungen vertraut gemacht. Es wird gezeigt, dass neben anderen Faktoren (crossmediale Vernetzung von On- und Offlinemedien) vor allem eine einheitliche, auf die jeweiligen Bezugsgruppen abgestimmte (Unternehmens)Sprache zu einer nachhaltigeren Wahrnehmung von Unternehmen bzw. Marke führen kann.

Abgeschlossen wird der Band – wie bereits erwähnt – mit einem praktischen Teil, in dem nicht nur Fragen der Praxis an die Wissenschaft (Jens Kegel/Henning von Vieregge) formuliert, sondern darüber hinaus Wege und Möglichkeiten der Forschung zur empirischen Analyse von Werbung eröffnet werden. Vor dem Hintergrund einer bisher nur unbefriedigenden Forschung zu Film-, Fernseh- und Hörfunkwerbung, weist Sandra Reimann Wege zu Korpora, Sammlungen und Archiven, in denen derartiges Material zur Verfügung steht. Ganz zum Schluss erhalten die LeserInnen noch eine Liste mit Links, Fachzeitschriften und Kontakten rund um Werbung.

Der Band überzeugt durch die Auswahl der Beiträge, die das Thema Werbekommunikation in seiner (vielleicht) ganzen Breite zu erfassen helfen. Zwar ist jeder einzelne Beitrag sehr spezifisch und steht für sich. Aber gerade die systematische Zusammenstellung der Artikel zeigt mehr als deutlich, dass es sich lohnt, andere Ansätze und Perspektiven zu berücksichtigen. Nicht zuletzt deswegen, weil es vieles Gemeinsames und Gewinnbringendes zu entdecken gibt.

## Literatur

Janich, Nina. 2010. Werbesprache. Ein Arbeitsbuch. Mit einem Beitrag von Jens Runkehl. 5., vollständig überarb. und erw. Aufl. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).

Anschrift des Verfassers:

Dr. Steffen Pappert  
Institut für Germanistik  
Universität Duisburg-Essen  
Universitätsstraße 12  
45117 Essen  
E-Mail: steffen.pappert@uni-due.de

Elsen, Hilke. 2011 [2004]. *Neologismen. Formen und Funktionen neuer Wörter in verschiedenen Varietäten des Deutschen*. Tübinger Beiträge zur Linguistik, Band 477. 2. überarbeitete Aufl. Tübingen: Narr Francke Attempto Verlag. 202 S. 48,00 €. ISBN 978-3-8233-6646-1.

In ihrer Monografie *Neologismen. Formen und Funktionen neuer Wörter in verschiedenen Varietäten des Deutschen*, welche im Jahre 2011 in zweiter, überarbeiteter Auflage – erste Auflage im Jahre 2004, rezensiert von Lemnitzer (2006) – erschien, geht es Hilke Elsen um eine „vergleichende Analyse der Wortneubildungen in verschiedenen Sprachausprägungen, die auf Form-Funktionszusammenhänge eingeht“ (S. 9). Somit widmet sich Elsen nicht, wie in der Regel eher üblich, dem deutschen Allgemeinsprachwortschatz, sondern legt den Fokus auf einzelne Sprachvarietäten, wobei sie hier selektiv vorgeht und sich auf die Bereiche Chemie, Technik, Linguistik, Jugendsprache, Werbesprache (mit Fokus auf Kosmetikwerbung), Zeitungssprache (anhand der Süddeutschen Zeitung und der ZEIT) sowie Literatursprache (einschließlich Kinderliteratur) konzentriert. Mit Hilfe der durchgeführten Analyse möchte Elsen zu Antworten auf die folgenden Fragen gelangen: „Unterscheiden sich die Varietäten in der Wahl der bevorzugten Wortbildungsarten? Lassen sich Wortbildungsphänomene feststellen, die charakteristisch für eine Sprachvarietät sind? Gibt es varietätenbedingte Spezifika in der Wortbildung? Wenn es Frequenzunterschiede bei der Wahl der Wortbildungstechnik gibt – warum?“ (S. 11). Elsen wählt für ihre Analyse einen empirischen Zugang und möchte durch die gewonnenen Daten „häufig formulierte Behauptungen und intuitive Vorstellungen [...] überprüfen“ (S. 11). Als Quellen nutzt sie je nach Varietät und damit einhergehend je nach Tauglichkeit und Zweckdienlichkeit „Neueinträge in varietätenspezifischen Wörterbüchern sowie aktuelle Buch- und Presstexte“ (S. 12).

Die Monografie besteht aus drei Kapiteln: Kapitel I „Einführung“ (S. 11–38) eröffnet die Untersuchung. Hier werden Ziele, Analysemethoden und Quellen zur Korpuserstellung vorgestellt sowie allgemeine, theoretische Grundlagen gelegt und Termini erläutert. Kapitel II „Die Unter-

suchung“ (S. 39–159) bildet den Hauptgegenstand der Arbeit, in dem die einzelnen Sprachvarietäten anhand geeigneter, unterschiedlicher Quellen in Bezug auf neues Wortgut einer Analyse und genauen Beschreibung unterzogen werden. Das abschließende Kapitel III „Varietätenübergreifende Betrachtung“ (S. 161–185) dient der Konfrontation der analysierten Sprachvarietäten, um auf diese Weise varietätenübergreifende Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzudecken sowie Zusammenhänge und Interdependenzen zu verdeutlichen.

In Kapitel I werden der Gegenstand der Arbeit präsentiert und die Zielsetzung genau umrissen. Hierin eingebettet stellt Elsen ihre Methode(n) vor, mittels welcher sie zu den einzelnen varietätenspezifischen Neologismen kommen möchte. Sie wählt für die drei Fachsprachen ein recht klassisches Verfahren, nämlich einen Wörterbuchvergleich, so dass „die neuesten zwei Auflagen eines Fachwörterbuches verglichen und Neueinträge als Materialgrundlage herausgesucht [wurden]“ (S. 12). Für die Jugendsprache greift Elsen auf eine „veröffentlichte Zusammenstellung neuer Wörter“ (S. 12) von Ehmann (1996) zurück; neue Lexeme in der Zeitungs-, Werbe- und Literatursprache entnimmt sie Primärquellen, nämlich Originaltexten aus Zeitungen, Zeitschriften und Büchern. Anzumerken gilt an dieser Stelle bereits, dass der alleinige Wörterbuchvergleich – in Elsens Monografie herangezogen zur Auffindung von Neologismen in den Fachsprachen Chemie, Technik und Linguistik – kein Garant für das Finden und mithin für das Identifizieren von Neologismen ist. Denn die Nichtaufnahme eines Lexems in ein Wörterbuch bedeutet noch nicht, dass dieses keine Verwendung findet. Stellt sich also beim Vergleich zweier Wörterbuchaufgaben heraus, dass die neuere Auflage Wortgut enthält, welches die vorherige Ausgabe nicht ausweist, so kann daraus nicht der Schluss gezogen werden, dass dieses Wortgut erst in der Zwischenzeit entstanden ist und vorher nicht existierte bzw. dass sein Verbreitungsgrad inzwischen gestiegen ist. Als Beispiel sei hier das von Elsen zitierte Adjektiv *glattalphabetisch* (S. 72) angeführt, welches jedoch in der Lexikografie bereits in den 1980er Jahren auftauchte. Auch *Anapäst* (S. 72) und *Daktylus* (S. 71) dürften keine Neologismen der 1990er sein, ebenso wenig wie *vierköpfig*, *deutsch-französisch* und *Beitragszahler* (alle S. 104), die bereits vor dem Jahre 1990 existierten. Ein – insbesondere gedrucktes – Wörterbuch ist ein begrenztes Medium, das zudem noch zeitversetzt zur aktuellen, rasanten Sprachentwicklung entsteht und nicht zuletzt auf einer subjektiv gesteuerten Stichwortauswahl fußt. Dieses Risiko geht Elsen jedoch bewusst ein, wenn sie selbst auf die Subjektivität seitens der Herausgeber bei der Stichwortselektion verweist (S. 46).

Im Folgenden widmet sich Elsen den theoretischen Grundlagen. Sie geht dabei zuerst auf die titelinhärenten und explizit themengebundenen

Termini *Sprachvarietät* und *Neologismus* ein. Die von Elsen kurz angeführte Neologismen-Definition (S. 19–22) ergibt sich aus einer Zusammenstellung von Definitionen und Diskussionen verschiedener Autorinnen und Autoren und enthält somit weder Neu- noch Mehrwert. Elsen greift viele Kriterien auf, führt aber selbst – logischerweise – keine neuen Aspekte an und kann bestehende Zweifelsfälle und strittige Fragen nicht lösen. Positiv hervorzuheben ist jedoch die Tatsache, dass auch okkasionelle Bildungen in ihrer Analyse Berücksichtigung finden (S. 21), da zum einen eine genaue Grenzziehung zwischen Neologismus und Okkasionalismus nicht immer möglich und durchführbar ist und zum anderen die in Elsens Korpus aufgenommenen Lexeme explizit das Kriterium der „Neuartigkeit“ erfüllen sollen (S. 13). Nicht zuletzt können sämtliche neuen Lexeme Tendenzen aufzeigen und verdeutlichen, selbst wenn die entsprechenden Lexeme nur als okkasionell einzuordnen sind. Die Umsetzung bei der Zuordnung neuer Lexeme erweist sich bei Elsen allerdings stellenweise als etwas ungünstig und irreführend (s. hierzu weiter unten).

In doch recht ausführlicher Weise präsentiert Elsen „im Überblick“ (S. 23) die Wortbildungsverfahren (bei Elsen: „Wortbildungsarten“) im Deutschen (S. 23–38) und greift hierfür auf die „übliche, traditionell orientierte Terminologie“ (S. 23) zurück. Dabei mag einiges auf den ersten Blick etwas überflüssig und ausufernd erscheinen, doch werden im Laufe der Arbeit immer wieder Verweise und Rückbezüge angeführt sowie wortbildnerische Kategorisierungen vorgenommen, so dass sich die terminologische Diskussion zu Beginn als verständnisunterstützend und für die weiteren Ausführungen als hilfreich erweist. Außerdem führt Elsen im Laufe ihrer Analyse immer wieder Beispiele an, die bereits in diesem Kapitel einer Charakterisierung unterliegen, so dass einerseits Wortbildungsverfahren mit Hilfe von neu aufgekommenen Lexemen als Beispielmaterial in anschaulicher Weise beschrieben werden, und andererseits spätere Erläuterungen nachvollziehbar und verständlich erscheinen.

Ungeachtet des kurz skizzierten und für die vorliegende Analyse vollkommen ausreichenden Überblicks muss Elsen jedoch damit rechnen, dass einige Leserinnen und Leser eben gerade aufgrund der von ihr gewählten „traditionellen“ Terminologie vielleicht doch mit einigen Termini oder Kategorisierungen hadern. So lässt sich beispielsweise die Einordnung von *mikr(o)*- und *neo*- als Präfixe (S. 32) anzweifeln, wenn Bildungen wie *Mikroskop*, *Mikrochip* oder *Neologismus*, *neophob*, *neophil* herangezogen werden (Scheller-Boltz 2010).

In Kapitel II „Die Untersuchung“ stellt Elsen ihre Vorgehensweise bei der Erstellung ihres Korpus vor und erläutert wesentliche Merkmale von Fachsprachen (allgemeine Definition, Funktion, Wortbildung), um im

Anschluss daran die von ihr analysierten Varietäten zu beschreiben. Dabei übermittelt Elsen mitunter in akribischer Weise zusätzliche, ergänzende fachsprachliche Informationen, die teilweise trotz aller Informativität ein wenig das Verständnis erschweren. Die Kapitel zu den Fachsprachen Chemie, Technik und Linguistik gleichen sich in ihrem Aufbau: 1) Geschichte und Entwicklung der Fachsprache, 2) Wortbildungsspezifika, Benennungsweisen, terminologische Merkmale, 3) Korpus, 4) Korpusauswertung, 5) Darstellung der Wortbildungsverfahren, 6) grafisch-tabellarische Illustration der Ergebnisse (als visuelle Zusammenfassung der Textausführungen). Je nach Fachsprache und Notwendigkeit hebt Elsen einzelne sprachliche Phänomene hervor, so zum Beispiel die Kunstwortbildung im Bereich Chemie.

Im Kapitel Jugendsprache weicht Elsen aus nachvollziehbaren Gründen etwas von dieser Struktur ab und ergänzt diese zudem verständnisunterstützend durch den Aspekt der varietätenspezifischen Funktion, da Jugendliche als eigene soziodemografische Gruppe mittels ihrer Sprache und Wortwahl isolierend und inkludierend handeln, so dass Elsens Überblick über die funktionalen Aspekte äußerst hilfreich erscheint. Abschließend gibt Elsen eine komprimierte Zusammenfassung aller vier Varietäten, „Wortbildungscharakteristika“ (S. 84–86), die die einen als überflüssiges Kapitel, die anderen als hilfreiche kompakte Darstellung oder „Überblick“ (S. 84) – wie es Elsen selbst nennt – interpretierten dürften.

Im Folgenden wendet sich Elsen als Vorarbeit und Vorabinformation für die weiteren Kapitel den Okkasionalismen zu. Für ihre Darstellung und Untersuchung konsultiert Elsen themen- und intentionsbedingt Texte, genauer gesagt Primärtexte, und verzichtet auf den Abgleich von Wörterbüchern, der in der Regel für die Neologismenfindung bestimmt ist. Berechtigterweise führt Elsen in diesem Kapitel noch einmal an, dass Okkasionalismen auch aufgrund anzunehmend höherer Frequenz als Neologismen „im engeren Sinne“ betrachtet werden können (S. 89). Allerdings betrachtet Elsen fortan Neologismen und Okkasionalismen gleichermaßen und fasst diese zusammen, so dass größtenteils keine explizite Trennung zwischen beiden Spracherscheinungen erfolgt (S. 89). Diese Vorgehensweise ist etwas bedenklich, wohl aber einer besseren Lesbarkeit und Übersichtlichkeit geschuldet, obschon Elsen auch darauf hinweist, dass „der Verbreitungsgrad nicht überprüft werden kann und eine Abgrenzung nicht möglich ist“ (S. 89). Dennoch wäre stellenweise eine neutrale, unverfängliche Bezeichnung vorteilhaft, da die übergreifende Verwendung von Neologismus mitunter etwas seltsam anmutet, teilweise auch nicht gerechtfertigt ist. Ist Elsen allerdings in der Lage, ein Lexem eindeutig als okkasionell zu klassifizieren, so operiert sie mit dem Terminus *Okkasionalismus* (z. B. S. 122).

Nach der Darstellung der Funktionen, die Wörter ausüben können (referenzielle F., textuelle F., stilistische F.), geht sie zur Werbe-, Zeitungs- und Literatursprache über. Elsen charakterisiert eingangs jeweils die Sprachvarietät und nimmt dann die Korpusauswertung vor und stellt ihre Ergebnisse grafisch in einer Tabelle dar. Im Anschluss geht Elsen auf die Funktion und die Wirkung der „Neologismen“ (einschließlich Okkasionalismen) ein und beschreibt ihre Verwendungszwecke anhand ausgewählter illustrativer Beispiele.

Für die Präsentation von „Neologismen“ in der Literatursprache greift Elsen zu ausgewählten Texten von Thomas Bernhard, geht in einem Exkurs themenabweichend, allein zu Illustrationszwecken, auf die Wortbildungsprozesse bei Christian Morgenstern ein, einem „der kreativsten Wortschöpfer in der deutschsprachigen Lyrik“ (S. 125), und präsentiert die Wortbildung in ausgewählten Werken von Axel Hacke. Hier wirkt die Verwendung des Neologismen-Begriffs nun doch ein wenig befremdlich und unpassend, vor allem wenn Elsen vom „Neologismenstatus mancher Wortbildungen“ spricht (S. 125, vgl. auch S. 149). Teils kommt es auch zu einer differenzierten Verwendung von Neologismus und Okkasionalismus und folgerichtig zu einer Kategorisierung von Lexemen (z. B. S. 128). Abschließend widmet sich Elsen den Werken von Michael Ende und Janosch, um auch selektiv für die Kinderliteratur Wortbildungsverfahren darzustellen.

In Kapitel III „Varietätenübergreifende Betrachtung“ verfolgt Elsen im Anschluss an die isolierte Darstellung der einzelnen Varietäten mit ihrer jeweiligen Charakteristik die Intention, die gewonnenen Zahlenwerte aus den einzelnen Varietäten zusammenzustellen, um somit varietätenübergreifende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu verdeutlichen. Elsen unterstützt ihre Aussagen und Schlussfolgerungen mit Hilfe von Tabellen. Ins Zentrum der Darstellung rückt dabei erwartungsgemäß die Komposition in ihren unterschiedlichen Ausprägungen (Länge, Konstituentenstruktur). Dies nimmt nicht weiter wunder, ist doch dieses Wortbildungsverfahren seit jeher die Dominante in der deutschen Wortbildung. Somit ist Elsens Beobachtung eigentlich vorhersehbar, wird jedoch illustrativ durch Zahlen gestützt, da von einem Korpus getragen. Die erwartbare hohe Frequenz von Komposita stellt Elsen allerdings selbst fest, so dass sie sich in diesem Bereich keine wesentlichen Neuerungen und Änderungen erwartet hat (S. 162 f.).

Im Anschluss diskutiert sie Personennamen (S. 166–168) und geht auf funktional-stilistische und wirkungsbeabsichtigende Aspekte ein, Kunstwörter, Kontaminationen und Kontraktionen (S. 169–174) und thematisiert dabei ihre Funktion, assoziative Aspekte und Wirkung, Gestalten (S. 174–179) sowie formale und funktionale Zusammenhänge (S. 179–183).

Fazit: Elsen verfolgt in ihrer Monografie ein anspruchsvolles Ziel, welchem sie sich gut durchdacht in ausführlicher, stellenweise gar akribischer Weise zu nähern weiß. Elsen geht es aber nicht primär darum, neue Wortbildungsphänomene oder Wortbildungstendenzen in der deutschen Sprache aufzudecken, wobei durch ihre Analyse auch diese – wenngleich hier nur marginal – zu Tage treten. Diese Unternehmung wäre nur mäßig ergiebig und würde nur wenig Neues an die Leserinnen und Leser herantragen. So zieht sich beispielsweise die Komposition wie ein roter Faden durch die gesamte Arbeit. Doch ist ihre letztendlich konstatierte hohe Frequenz auch unter Berücksichtigung der gegebenen Vielfalt innerhalb dieses Wortbildungsverfahrens (z. B. Sonderkomposita), gerade wenn es um Fachsprachen geht, nicht überraschend. Auch die Darstellung der Funktionen von Wörtern enthält wenig Neues. Elsens Anliegen besteht aus diesem Grunde vielmehr darin, Neologismen in ausgewählten Varietäten verschiedenen Wortbildungsverfahren zuzuordnen und ebendiese durch korpusbasierte Zahlen zu stützen, um dadurch ihre Verteilung innerhalb der einzelnen Varietäten aufzuzeigen und übergreifende Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu verdeutlichen.

Elsens Neologismen-Monografie sei Leserinnen und Lesern zur Lektüre durchaus empfohlen, da sowohl die varietätenspezifische wie auch die varietätenübergreifende Analyse einige aufschlussreiche Aspekte offenbart und vor allem interessante Wortbildungskreationen enthält. Einwände lassen sich aber gegen den zu allgemein verwandten Terminus *Neologismus* erheben. Einmal fasst Elsen alle neuen Lexeme als Neologismen auf, an anderen Stellen führt sie eine Differenzierung zwischen Neologismus und Okkasionalismus an. Zudem ist und bleibt das Verständnis von *Neologismus* auch in ihrer Arbeit ungelöst. Und somit lässt sich abschließend fragen: Ist *Entenfutter* (S. 150) wirklich ein Neologismus der 1990er?

## Literatur

- Ehmann, Hermann. 1996. Oberaffengeil. Neues Lexikon der Jugendsprache. München: Beck.
- Lemnitzer, Lothar. 2006. Hilke Elsen: Neologismen. Formen und Funktionen neuer Wörter in verschiedenen Varietäten des Deutschen. Tübingen: Gunter Narr Verlag 2004, 199 Seiten. In: Muttersprache 1/ 2006, 80–81.
- Scheller-Boltz, Dennis. 2010: Präponeme und Präponemkonstrukte im Russischen, Polnischen und Deutschen. Zur Terminologie, Morphologie und Semantik einer Wortbildungseinheit und eines produktiven Kompositionstypus. (= Publikationen des Fachbereichs Angewandte Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim, Reihe A, Bd. 57). Frankfurt a. M. u. a.: Lang.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Dennis Scheller-Boltz  
Universität Innsbruck  
Institut für Slawistik  
Innrain 52  
A-6020 Innsbruck  
E-mail: dennis.scheller-boltz@uibk.ac.at

Arendt, Birte/Kiesendahl, Jana (Hrsg.). 2011. Sprachkritik in der Schule. Theoretische Grundlagen und ihre praktische Relevanz. Göttingen: V & R unipress. 242 S. 39,90 €. ISBN 978-3-89971-820-1.

Sprachkritische Äußerungen begegnen uns mehr oder weniger wissenschaftlich fundiert in verschiedenen Alltagssituationen. Nicht zuletzt wird das große allgemeine Interesse an Sprachkritik durch auflagenstarke Publikationen populärer, sprachkritischer Einlassungen zum ‚richtigen‘ oder ‚falschen‘ Gebrauch der Deutschen Sprache deutlich. So avancierte Bastian Sicks ‚Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod‘ zu einem Bestseller mit nun bald 5 Folgen. Die Sammlung von Kolumnen zur Sprache und zum Sprachgebrauch haben einen stark normativen Charakter, die zwar den Eindruck eines Expertentums erwecken, doch aus einer fachwissenschaftlichen Perspektive werden die kritisierten sprachlichen Phänomene von Sick nicht ausreichend differenziert betrachtet. (So unterscheidet Sick beispielsweise nicht zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit des Sprachgebrauchs, um nur einen Kritikpunkt zu nennen.)

Sprachratgeber solcherart finden ihren Einsatz mittlerweile auch im Deutschunterricht, was von linguistischer und sprachdidaktischer Seite durchaus kritisch betrachtet wird, wenn die notwendige Reflexion der der Sprachkritik zugrunde gelegten Kriterien etwa ausbleibt, die sprachsystematischen Bezugsgrößen der Kritik nicht erwähnt werden oder aber dieser populären Kritik als einer Art Normeninstanz unhinterfragt gefolgt wird. Dass zwischen der populären Sprachkritik und einer sprachwissenschaftlich fundierten Kritik am Sprachgebrauch deutliche Unterschiede bestehen, haben Publikationen seitens der linguistischen Sprachkritik immer wieder gezeigt (vgl. Denkler u. a. 2008, Niehr 2002, Schneider 2005). Gleichzeitig wird von Seiten linguistischer Sprachkritik und Sprachdidaktik aber gewünscht, dass eine linguistisch begründete Sprachkritik zum Gegenstand des Unterrichts erhoben (Kilian/Niehr/Schiewe 2010) und das Ziel verfolgt wird, einen selbstbestimmten, reflektierten Sprachgebrauch zu befördern.

Und so ist auch die Stimme der Sprachdidaktik im Hinblick auf die Frage, wie denn linguistisch fundierte Sprachkritik in den Lehrplänen und im Unterricht jenseits der Rezeption laienlinguistischer Sprachratgeber eine wichtige Rolle spielen könnte, wieder vernehmbarer geworden. Neben der zuletzt erschienenen, einführenden Publikation von Kilian/Niehr/Schiewe (2010) zur Sprachkritik, die in Ansätze und Methoden kritischer Sprachbetrachtung einführt und sprachdidaktischen Fragestellungen ein großes Kapitel widmet, setzt sich auch der vorliegende Sammelband mit dem Bereich von Sprachkritik und Schule aus verschiedenen Perspektiven auseinander. Die hier vorliegende Publikation von Birte Arendt und Jana Kiesendahl mit dem Titel „Sprachkritik in der Schule. Theoretische Grundlagen und ihre praktische Relevanz“ ist aus einer Tagung mit dem gleichnamigen Titel hervorgegangen und vereint Beiträge, die sich aus linguistischer, erziehungswissenschaftlicher und entwicklungspsychologischer Perspektive mit einer theoretischen und historischen Verortung der Sprachkritik (Schiewe), mit dem Verhältnis von Sprachkritik und Sprachdidaktik, mit einer Gegenstandsbestimmung linguistischer und didaktischer Sprachkritik (Kilian, Niehr), mit der Relevanz von Sprachkritik im Bildungs- und Entwicklungsprozess (Prüß) oder im Hinblick auf Lesekompetenz oder Sprachbewusstheit (Becker/Kortas/Krüger, Heinig, Lehnen) sowie mit exemplarischen sprachkritischen Sprachanalysen und sprachdidaktischen Vorschlägen für einen sprachkritischen Unterricht (Arendt/Kiesendahl, Heinz/Horn, Lehnen, Bahlo/Steckbauer) befassen.

Damit deckt der Band eine gewisse Bandbreite sprachkritischer Forschung im Hinblick auf Wissenschaft, Schule und Unterricht ab, wenngleich damit nicht alle sprachkritischen Forschungsbereiche tangiert werden. So fehlen u. a. Beiträge, die sich explizit aus der Perspektive der Kritischen Diskurslinguistik bzw. der linguistischen Diskurskritik der Frage der Verortung und Vermittlung von Sprachkritik in der Schule stellen. Dies liegt vielleicht darin begründet, dass die Kritische Diskursanalyse – bis auf wenige Vertreter – sich dem Bereich der Sprachdidaktik leider noch nicht besonders geöffnet hat (vgl. Januschek 2012).

Der vorliegende Sammelband folgt einer dreiteiligen Gliederung in ‚definierende Grundlagen‘ (Teil I), ‚theoretische Problemfelder‘ (Teil II) und ‚praktische Perspektiven‘ (Teil III). Auf verschiedene, besonders erwähnenswerte Beiträge werde ich nun näher eingehen.

Den Gegenstandsbereich ‚linguistische Sprachkritik‘ beschreiben aus einer linguistischen, pädagogischen und sprachdidaktischen Perspektive Jürgen Schiewe, Franz Prüß und Jörg Kilian.

**Jürgen Schiewe** geht in seinem Beitrag „Was ist Sprachkritik? Einige programmatische Überlegungen“ auf die historische Dimension von

Sprachkritik ein und erläutert die damit in Verbindung stehenden Positionen, bevor er sein Konzept einer linguistischen Sprachkritik konturiert und damit Sprachkritik in der Linguistik verortet. Dabei bezieht er sich stark auf Kant und präferiert eine „aufklärerische“ Sprachkritik in dem Sinne, dass diese Menschen dazu befähigt, Sprachgebräuche und Sprachnormen zu reflektieren und begründete Bewertungen von Sprachgebräuchen abzugeben. Dabei sollte die Schulung der Beurteilungsfähigkeit ein Lernziel des Deutschunterrichts darstellen. Die Schulung von Urteilsfähigkeit im Hinblick auf Sprachgebrauch als Form von Sprachkultiviertheit soll, so Schiewe, jedoch nicht darauf abzielen, selbst Normen zu setzen, sondern vielmehr darauf, bestehende Normen zu reflektieren. Sprachkritik wird damit zugleich verstanden als ein Fundament kritischer Bildung, die unbedingt einer Integration in den (Deutsch-)Unterricht bedarf. Um Sprachkritik im Unterricht zu kultivieren, ist jedoch eine Implementierung linguistischer Sprachkritik in die universitären Curricula der Lehrer- und Lehrerinnenausbildung zwingend notwendig. Hier sieht Schiewe Handlungsbedarf.

Aus pädagogischer Sicht befasst sich **Franz Prüß** in seinem Beitrag „Die Bedeutung der Sprachkritik bei der Gestaltung des Erkenntnisprozesses: Pädagogische Prinzipien und didaktische Funktionen als Grundlage der optimalen Unterrichtsgestaltung“ mit Sprachkritik und geht zunächst auf die Rolle und Relevanz von Sprache im Bildungsprozess ein. Sprachkritik als bewusste Sprachreflexion misst er dabei eine zentrale Rolle im Bildungsprozess bei. Sprachreflexion ist Teil des Bildungsprozesses sowohl auf Seiten der Schülerinnen und Schüler (SuS) als auch auf Seiten der Lehrenden. Das Erreichen von Sprachbewusstheit solle dabei in allen Fächern ein Ziel darstellen und nicht nur Gegenstand des Deutschunterrichts sein. Prüß geht davon aus, dass die Befähigung zur Sprachkritik durch interaktionale Prozesse zwischen SuS und Lehrenden im Unterricht gefördert werden muss.

Ausgehend von den Ansätzen einer didaktischen Implementierung von Sprachkritik Ende der 60er und während der 70er Jahre unternimmt **Jörg Kilian** in seinem Beitrag „Durch Sprachkritik lernen. Sprachdidaktische Beiträge einer Kritik der Sprache“ zunächst eine Gegenstandsbestimmung einer aktuell zu verstehenden didaktischen Sprachkritik. In diesem Zusammenhang präzisiert er die Begriffe *sprachliches Lernen* und *sprachliche Bildung* und stellt diese in den Zusammenhang didaktischer Sprachkritik. Den Zustand der gegenwärtigen didaktischen Sprachkritik beschreibt er dabei als „in gewisser Hinsicht mit dem Zustand um 1970 vergleichbar“ (S. 34), insofern Sprachkritik in Lehrplänen und Bildungsplänen z. T. zwar Berücksichtigung gefunden hat, jedoch nicht mit der nötigen wünschenswerten theoretisch-fachwissenschaftlichen Fundierung. Für eine solche Fundierung plädiert Kilian und stellt in seinem

Beitrag ein Konzept didaktischer Sprachkritik vor. Hinsichtlich des Zieles einer solchen didaktischen Sprachkritik schließt Kilian sich den Ausführungen Schiewes an, indem auch er davon ausgeht, dass diese Lernende dazu befähigen soll, begründete Urteile im Hinblick auf kommunikative, sprachliche Äußerungen oder Sprachnormen zu fällen. „Der Sprecher/Schreiber soll in die Lage versetzt werden, sein deklaratives (propositionales, sachliches) sprachliches Wissen zum Instrument kritischer Sprachbetrachtung zu erheben, um die Leistungen von Sprache, Sprachnormen und Sprachgebräuchen bei der Lösung kommunikativer und kognitiver Aufgaben sowie bei der Verfolgung eigener Ziele in verschiedenen gesellschaftlichen Kommunikations- und Praxisbereichen kritisch bewerten und beurteilen zu können.“ (S. 35) Um aber überhaupt Urteile über Sprachgebrauch und -normen formulieren zu können, bedarf es eines spezifischen sprachlichen Könnens und Wissens, das auf linguistisch begründeten Ansätzen von Sprachkritik beruht und eingeübt bzw. etabliert werden muss, also in Abhängigkeit auch von einer systematischen Thematisierung der Gegenstände Sprache, Sprachnorm und Sprachverwendung. Dabei favorisiert er die Entwicklung eines dreidimensionalen Kompetenzmodells didaktischer Sprachkritik, das spiralcurricularisch aufgebaut ist. Um dieses inhaltlich mit Ergebnissen zu füllen, bedarf es jedoch noch viel Forschungsleistung.

**Jan Georg Schneider** eröffnet mit seinem Beitrag „Was ist richtiges und gutes Deutsch? Sprachratgeber auf dem Prüfstand“ den zweiten Teil des Bandes und widmet sich dem in der Linguistik viel diskutierten Problemfeld laienlinguistischer Sprachnormenkritik am Beispiel von Bastian Sick und stellt laienlinguistischen Ansätzen die Sichtweise der Linguistik am Beispiel von Duden 9 (Richtiges und gutes Deutsch) gegenüber. In diesem Zusammenhang erörtert Schneider die unterschiedlichen Sprachauffassungen und zugrunde liegenden Bewertungsmaßstäbe für Sprachgebrauch. Statt von der Dichotomie *falsch* und *richtig* hinsichtlich der Beurteilung von Sprachgebräuchen auszugehen, stellt er heraus, dass es besser sei von *korrektem* oder *nicht korrektem* Sprachgebrauch zu sprechen. Orientierungsmaßstab ist für ihn dabei die geschriebene Standardsprache der Gegenwart als Leitvarietät. In diesem Zusammenhang plädiert er dafür, in unterrichtlichen Kontexten auf verschiedene den Sprachgebrauch beeinflussende Faktoren näher einzugehen und diese ausdrücklich zu thematisieren, z. B. die Differenzierung in Mündlichkeit und Schriftlichkeit oder die Beachtung des situativen Kommunikationskontextes. Betrachtet man diese Faktoren, so liegt es auf der Hand, dass es keinen richtigen oder falschen Sprachgebrauch gibt, sondern nur angemessenen oder unangemessenen. Schneider plädiert für die Reflexion des geschriebenen Standards als Leitvarietät neben anderen Sprachvarietäten. So kann ein Deutschunterricht, der sich am geschriebenen Stan-

dard orientiert und das Kriterium der Angemessenheit zur Bewertung von Sprachgebräuchen heranzieht, dazu führen, dass Sprache als etwas Wandelbares, etwas aus verschiedenen Varietäten Bestehendes wahrgenommen wird, das zudem gekennzeichnet ist von Zweifelsfällen.

**Thomas Niehr** geht in seinem Beitrag „Von der ›Fremdwörterseuche‹ bis zur ›Sprachpanscherei‹. Populäre Fremdwortkritik gestern und heute“ auf verschiedene historische und gegenwärtige laienlinguistische Positionen zur Fremdwortkritik ein und vergleicht deren Argumentationen miteinander. Er kommt in seinem Vergleich zu dem Schluss, dass sich zwar das Gewand der Kritik bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt geändert habe, die zentralen Argumente jedoch nicht, wie z. B. dass „Fremdwörter durch indigene Wörter ersetzbar“ seien, „Fremdwörter [...] unserer Sprache [schaden]“, „Fremdwörter zu Verständigungsschwierigkeiten [führen]“ oder aber dass es „keine Notwendigkeit [gibt], Fremdwörter zu verwenden, sie zeugen lediglich von der Eitelkeit der Sprecher.“ (S. 100) Er stellt diesen Positionen das Vorgehen einer linguistisch begründeten Sprachkritik entgegen, die in besonderer Weise die Kontextualität der Fremdwortbedeutungen und die Relevanz von Fremdwörtern in verschiedenen Kommunikationsbereichen sowie deren spezifischen Bedeutungsgehalt betont. Dabei veranschaulicht er sehr klar, dass das Deutsche eine Mischsprache ist, die immer schon fremdes Wortmaterial integrierte. Sehr schade ist allerdings, dass er seine Ausführungen nicht in Bezug zum Rahmenthema des Bandes setzt und auf die Behandlung von Fremdwortkritik in der Schule nicht eingegangen wird. Gerade aber bei einer Behandlung dieses Thema im Deutschunterricht besteht das Potenzial, verschiedene Kompetenzbereiche, aber auch verschiedene Unterrichtsdisziplinen, miteinander zu vernetzen und die Relevanz von Fremdwortgebrauch kommunikationsbereichsspezifisch und im historischen Kontext zu vermitteln.

Dass Sprachkritik ausgehend von lebensweltlichen Kontexten der SuS im Unterricht zu praktizieren ist, verdeutlichen Beiträge des dritten Teils des Bandes.

**Kathrin Lehnen** befasst sich in ihrem Beitrag „Wie sich das Schreiben für die Sprachreflexion in der Schule nutzen lässt – und umgekehrt. Ansätze einer reflexiven Schreibdidaktik“ mit dem Thema Sprachbewusstheit. Bei Sprachbewusstheit handelt sich um eine Kategorie, die jeder ausgeübten Sprachkritik vorausgesetzt ist, insofern sie die Reflexion über Sprache ermöglicht. Sprachbewusstheit wird im Verlauf des Spracherwerbsprozesses erworben. Lehnen stellt im Kontext des Erwerbs von Schreibkompetenzen diejenigen Aspekte vor, die auf Sprachbewusstheit und Sprachreflexion schließen lassen. Am Beispiel zwei verschiedener Arrangements für den Deutschunterricht sieht sie die Möglichkeit, sprachreflexive Fähigkeiten nicht nur im Deutschunterricht gezielt zu

fördern, sondern gerade auch den Fachunterricht in die Pflicht zu nehmen, geeignete Schreibansätze zu bieten, um Sprachreflexion und Sprachbewusstheit und damit auch die Kompetenz, Sprachgebrauch kritisch zu reflektieren, zu fördern.

**Birte Arendt** und **Jana Kiesendahl** beleuchten in ihrem Beitrag „Die Notwendigkeit von Sprachreflexion im Unterricht: zur Wirkung von Sprachgebräuchen“ zum einen das Phänomen der Spracheinstellungsäußerungen am Beispiel von Dialektgebrauch und zum anderen an SMS-Kommunikation aus sprachkritischer Perspektive. Während Arendt auf die Wirkung bewertender Spracheinstellungsäußerungen eingeht, beleuchtet Kiesendahl das Kriterium der Angemessenheit im Kontext von SMS-Kommunikation und ihrer Wirkung auf Adressaten. Denn das, was geäußert wird, ist nicht unabhängig von verschiedenen die Kommunikation bzw. das Sprachverhalten beeinflussenden Faktoren wie z. B. der Faktor des Senders, des Empfängers, des Mediums oder des Stils, zu sehen. Kiesendahl hebt hervor, wie dem Kriterium der Angemessenheit im Hinblick auf Gegenstand und Adressat Beachtung geschenkt wird und in welchen Fällen nicht. Zusammenfassend betonen die Autorinnen, dass es bei sprachkritischem Deutschunterricht immer darum gehen muss, Sprachgebräuche im Hinblick auf ihre Angemessenheit gegenüber dem Gegenstand, der Kommunikationssituation und den Adressaten und Adressatinnen beurteilen und verwenden zu können.

**Tobias Heinz** und **Alexander Horn** widmen sich in ihrem Beitrag „Wörterbuchwerkstatt zur kritischen Semantik“ dem wichtigen Bereich der Wortschatzarbeit im Deutschunterricht. Ausgehend von einer Bestandsaufnahme der curricularen Verankerung der Wörterbucharbeit als Teil der Wortschatzarbeit und einer Verankerung der Thematik in den Lehrbüchern, unterbreiten sie einen Vorschlag einer Wörterbuchwerksatt zur kritischen Semantik. Die Autoren stellen fest, dass eine differenzierte Wörterbucharbeit in allen Schulstufen fehlt. Mit ihrem Vorschlag einer kritischen Wörterbuchwerkstatt demonstrieren sie, wie SuS verschiedener Jahrgangsstufen ausgehend von ihrer Sprachpraxis in die Arbeit mit verschiedenen Wörterbüchern eingeübt und geschult werden. Sie lernen dabei, dass Sprachgebrauch situationsabhängige Bedeutungen hervorrufen kann, dass es aber auch sedimentierte Bedeutungen gibt, die dekontextualisiert verstanden werden können. Mit diesem Vorschlag ist zudem das Lernziel verbunden, dass den SuS deutlich werden soll, dass Bedeutungen immer auch schon die Perspektive der Bewertung inhärent ist. Mit einer gezielten Förderung von Wörterbucharbeit im Rahmen kritischer Wortschatzarbeit wird zudem die Fähigkeit zur Sprachreflexion und zum reflektierten Sprachgebrauch gefördert, was die Autoren an verschiedenen gegenwärtigen Sprachphänomenen exemplifizieren.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Band für die Sprachdidaktik wichtige Anliegen formuliert, nämlich die Relevanz von sprachkritischem Verhalten als ein Reflexions- und Beurteilungsvermögen hervorzuheben, dementsprechend die Förderung der Fähigkeit zur Sprachkritik ernst zu nehmen und Sprachkritik als Gegenstand in den Unterricht zu integrieren. Die meisten Beiträge orientieren sich dabei an dem für linguistisch fundierte Sprachkritik wichtigen Kriterium der Angemessenheit. Angemessenen Sprachgebrauch zu kultivieren wird somit als wesentliches Bildungsziel formuliert, das nicht nur den Deutschunterricht betrifft.

Bevor jedoch die Sprachkritik in den Unterricht integriert werden kann, bedarf es einer Implementierung von Sprachkritik in die universitären Lehramtscurricula, was insbesondere die Beiträge von Schiewe und Kilian als noch einzulösendes, wichtiges Desiderat hervorheben.

Dem Band hätte insgesamt eine etwas stärkere thematische Kohärenz gut getan. Insbesondere die Beiträge zur Lesekompetenz beziehen sich nur am Rande auf den Aspekt der Sprachkritik und loten das Verhältnis von Lesekompetenz und Sprachkritik nur in geringem Maße aus. Ebenso ist der Beitrag von Bahlo/Steckbauer an einigen Stellen etwas heterogen, und die Aussagen zur Didaktisierung des Gegenstandes *Jugendsprache* bleiben zu vage.

Trotz der genannten Kritikpunkte ist dieser Band Sprachdidaktikern, Bildungswissenschaftler und -wissenschaftlerinnen und angehenden wie praktizierenden Lehrern und Lehrerinnen zu empfehlen, da er einen wichtigen Bereich der Sprachdidaktik fokussiert und zum Weiterdenken und Entwickeln von Fragestellungen anregt sowohl im Hinblick auf die Forschung als auch im Hinblick auf die Unterrichtspraxis.

## Literatur

- Denkler, Markus u. a. (Hrsg.). 2008. Frischwärts und unkaputtbar. Sprachverfall oder Sprachwandel im Deutschen. Münster: Aschendorff.
- Januschek, Franz. 2012. Kritische Diskursanalyse und Sprachdidaktik. In: OBST 82. Themenheft Kritische Diskursanalyse und Funktionale Pragmatik, 215–233.
- Kilian, Jörg, Thomas Niehr & Jürgen Schiewe. 2010. Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung. Berlin/New York: de Gruyter.
- Niehr, Thomas. 2002. Linguistische Anmerkungen zu einer populären Anglizismen-Kritik. Oder: Von der notwendig erfolglos bleibenden Suche nach dem treffenderen deutschen Ausdruck. In: Sprachreport 4, 4–10.
- Niehr, Thomas & Jan Funken. 2009. Sprachkritik im Unterricht. Das Beispiel ›Lexik und Semantik‹. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur, H. 2, 130–148.
- Schneider, Jan Georg. 2005. Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. In: Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. H.2, 154–177.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Constanze Spieß  
Westfälische Wilhelms-Universität  
Germanistisches Institut  
Schlossplatz 34  
48143 Münster  
E-Mail: [constanze.spiess@uni-muenster.de](mailto:constanze.spiess@uni-muenster.de)

# DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT  
DUISBURG  
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts  
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

**DOI:** 10.1515/zfal-2013-0016

**URN:** urn:nbn:de:hbz:465-20220901-104231-7

Li, J., König, K., Drescher, M., Hofferberth, N., Pappert, S., Scheller-Boltz, D. & Spieß, C. (2013). Rezensionen. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik*, 2013(59), 171-213. <https://doi.org/10.1515/zfal-2013-0016>.

Dieser Beitrag ist mit Zustimmung des Rechteinhabers aufgrund einer (DFG-geförderten) Allianz- bzw. Nationallizenz frei zugänglich.

©2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin Boston. Alle Rechte vorbehalten.